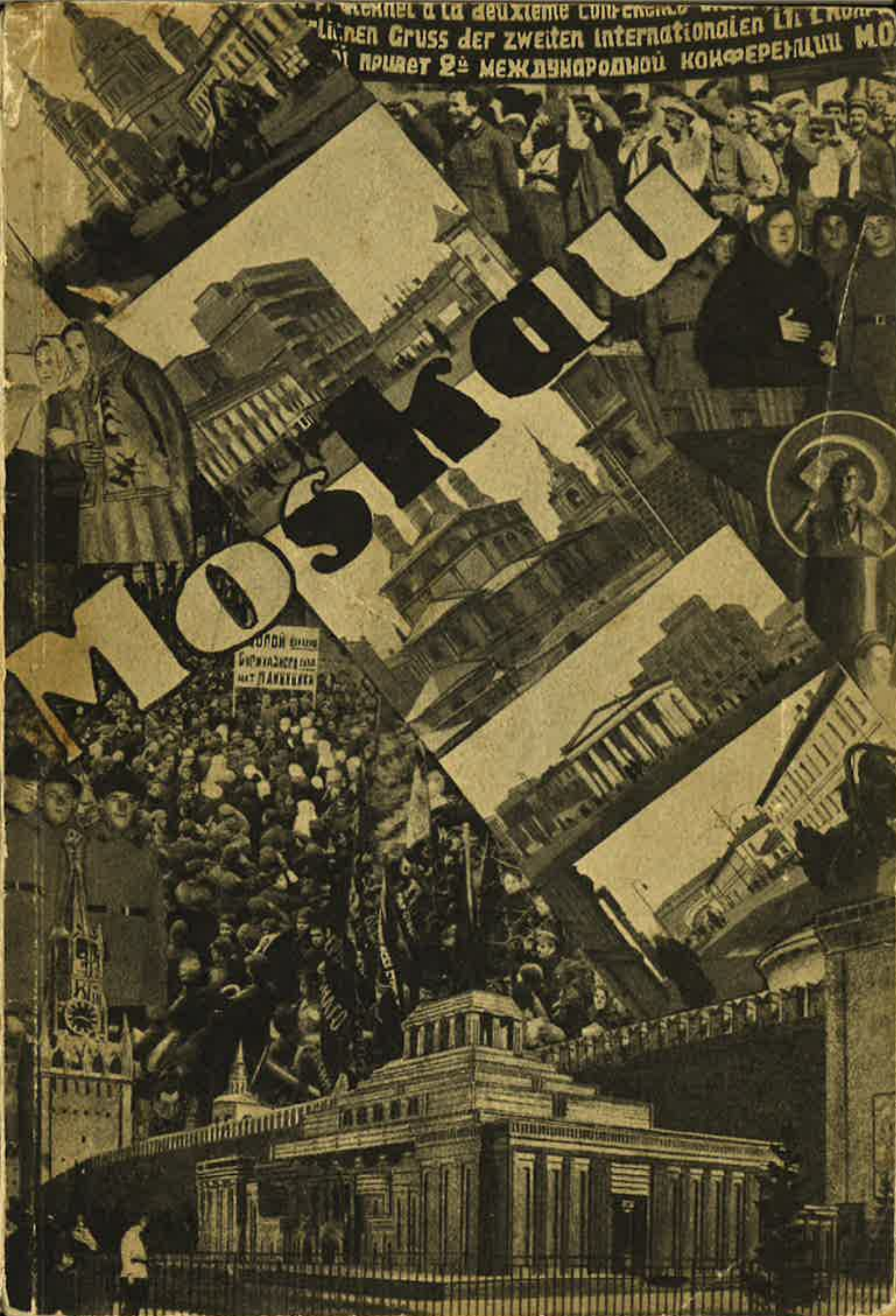
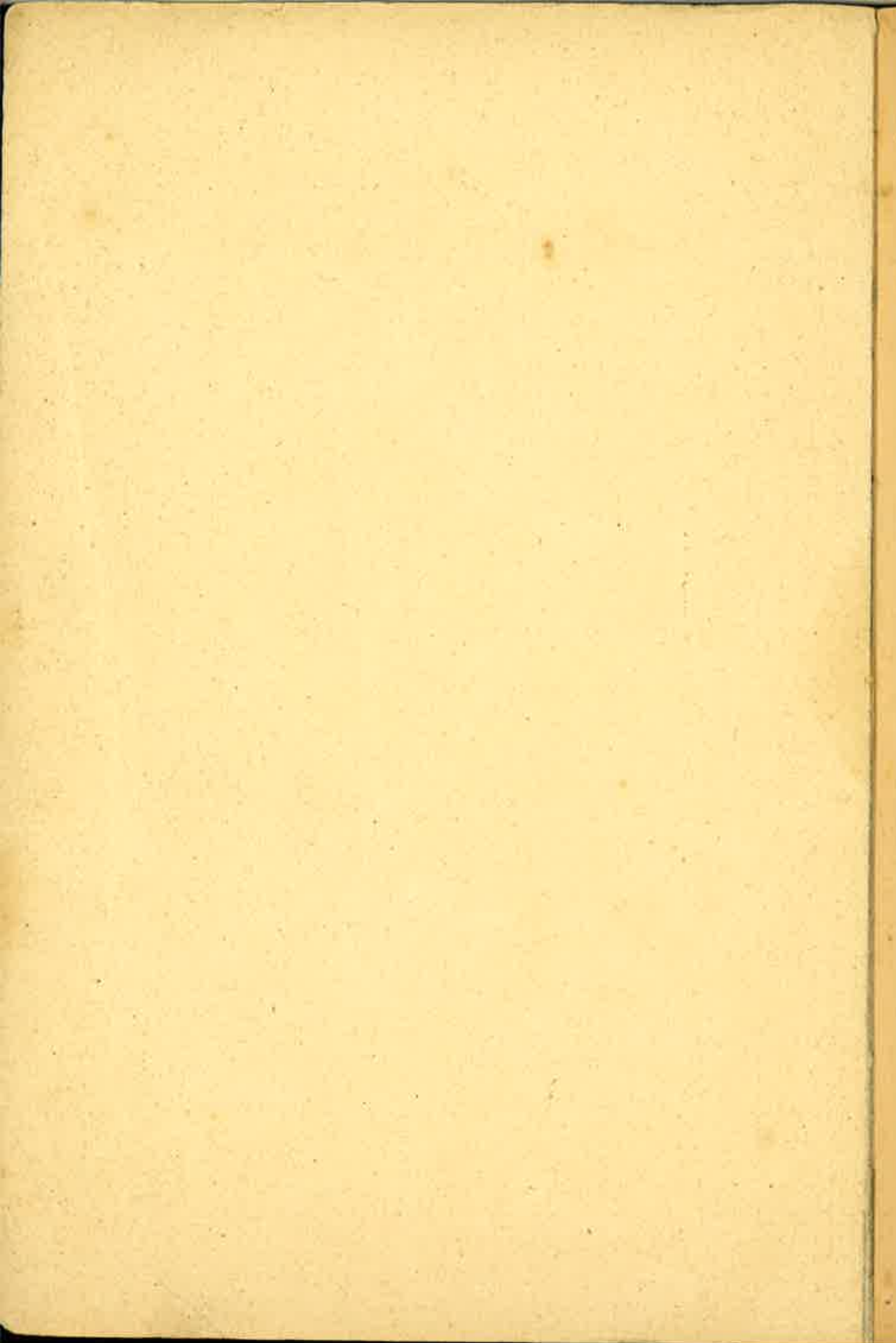

à la deuxième
Gruss der zweiten Internationalen
привет 2-й международной конференции
MOSKAU



# Moskauer Eindrücke

von

Max Tobler



1 9 2 7

Verlag Internationale Rote Hilfe
Sektion Schweiz, Zürich, Ottikerstraße 35

# Vorwort.

Die „internationale Rote Hilfe“ ist eine Organisation, die sich das Ziel setzt, den Opfern des proletarischen Klassenkampfes beizustehen. Ausgehend von Sowjetrußland, hat sie schon in fast allen europäischen Ländern Sektionen zu gründen vermocht. Sie hat in Amerika, in Asien (besonders in China) und Afrika Boden gefaßt und zählt heute mehr als sechs Millionen Einzelmitglieder. Um ihre Aufgabe zu erfüllen, braucht sie in der heutigen Zeit der großkapitalistischen Reaktion und des weißen Terrors eine feste organisatorische Grundlage. Sie auszugestalten war die Hauptaufgabe der zweiten internationalen Konferenz, die vom 24. März bis 5. April in Moskau abgehalten worden ist.

Die Berichte der Exekutive über die Tätigkeit der IRH zeigten den gewaltigen Umfang, den ihre Sektionen vor allem in Rußland, dann aber auch in Deutschland, Frankreich, China und andern Ländern erreicht haben und bewiesen, daß selbst dort, wo sie von reaktionären Regierungen verboten und den schwersten Verfolgungen ausgesetzt ist, wie in Italien, Polen, Bulgarien und Rumänien, sie kräftig arbeitet, dank dem unerschütterlichen Mut der proletarischen, bäuerlichen und intellektuellen Kämpfer. Die Organisation, deren Notwendigkeit durch die furchtbaren Berichte aus den Terrorländern immer wieder klar gelegt wurde, ist in raschem Wachstum

begriffen und gewinnt vor allem im industriellen Proletariat an Boden. Sie arbeitet trotz gegenteiliger Behauptungen der sozialdemokratischen Presse als überparteiliche Institution und leistet ihre Hilfe, so weit ihre Mittel reichen, allen, die als Kämpfer gegen die kapitalistische Gesellschaft in Not geraten.

Die Konferenz bot mir zum ersten Mal Gelegenheit, einigen Einblick in das Leben Moskaus zu gewinnen. Was im Folgenden berichtet wird, kann wegen der Kürze meines Aufenthaltes in der Hauptstadt Sowjetrußlands nicht den Anspruch erheben, eine gründliche Studie zu sein. Es handelt sich um rasch gewonnene Eindrücke, wie sie sich neben der Beteiligung an der Konferenz einsammeln ließen. Auch so können sie dazu beitragen, um die unsinnigen Vorstellungen, die man sich in Westeuropa vom neuen Rußland macht, einigermaßen richtig zu stellen.

M. T.



# Die Ankunft.

Hätte ich doch in jenen jungen Jahren Russisch gelernt, als mir eine gute Freundin diese schwere Sprache beibringen wollte. Jetzt habe ich die Freundin nicht mehr und von der Sprache verstehe ich gar nichts. Und die Stadt Moskau kam mir sehr fremdartig vor.

Für uns eingesessene Westeuropäer ist sie es auch, selbst wenn wir die Sprache kennen. Alle Leute sagen einem, es komme daher, daß sie schon halb asiatisch sei. Das wird ja wohl stimmen, aber was man so allgemein als asiatisch bezeichnet, hängt vielleicht weniger mit der Geographie als mit der wirtschaftlichen Entwicklung zusammen, und vieles von dem angeblich Asiatischen hat vor hundert oder zweihundert Jahren auch in Westeuropa gelebt und findet sich teilweise selbst heute noch in unsern hintersten Alpentälern. Erst die bessern Straßen und die Eisenbahnen verdrängen es überall, so daß man es bei uns nur noch als Kuriosität antrifft, während es für Rußland als normaler Bestandteil des Lebens betrachtet werden muß. Es ist Bestandteil einer frühern Wirtschaftsepoche.

Schon zur Zarenzeit drang aber die neue Technik des Verkehrs und der maschinellen Industrie mit Macht in das primitive bäuerliche Leben und noch

mächtiger in die Städte der Handwerker und Kaufleute ein, und schon in jenen Jahren entstand im breit angelegten Moskau eine höchst eigentümliche Mischung von Menschen und Häusern vorkapitalistischer Formen mit Menschen und Häusern, die die modernsten Entwicklungsstufen repräsentierten.

Die Revolution mit ihren sozialistischen Zielen hat all diese modernsten Erscheinungen zu raschester Entfaltung zu bringen gesucht, und nun stehen sie vielfach völlig unvermittelt neben dem altmodischen moskowitischen Leben, das aus einer untergehenden Welt stammt, das uns Westlern schon so fremd, romantisch, farbig erscheint, daß wir glauben, es habe zu allen Zeiten nur im Orient gelebt.

Die Mischung alter Lebensformen mit neuen und allerneuesten Gestaltungen des gesellschaftlichen Daseins hat etwas so verwirrendes und zunächst unverständliches an sich, daß es einem schwer wird, zu sehen, was an den neuen Dingen ausgesprochen der sozialistischen Revolution gehört und wo sie mit riesigen Schritten einfach die Entwicklung nachholt, die Westeuropa mit der Maschinentechnik unter der Führung und Herrschaft der Kapitalisten durchlaufen hat.

Zunächst sieht man nur, daß etwas Altes, Ueberlebtes zusammengebrochen ist, und zwar so gründlich, daß es sich nicht mehr erholen kann. Das zaristische Rußland ist endgültig gestorben. Aus dem Schutt seiner Ruinen baut sich ein neuer Organismus auf, der jetzt schon eine ungeheure Lebenskraft entwickelt. Aber sein Wachstum wird überall gehemmt durch die Armut, die das alte Reich hinterlassen und die Krieg und Gegenrevolution bis zum nackten Elend gesteigert hatten. Eine furchtbare Hun-

gersnot fügte noch weitere Schrecken hinzu. Und auf dieser Grundlage mußte die Arbeit des Neuaufbaus begonnen werden, während die ganze kapitalistische Welt ihre Mithilfe verweigerte und dem jungen Sowjetstaat Schwierigkeiten bereitete, wo immer es ihr nur möglich war.

Bei allen Betrachtungen über Sowjetrußland muß man sich darüber klar sein, daß es auf der Armut aufgerichtet wird. Nicht etwa auf einem armen Boden. Die russische Erde ist an Schätzen unendlich reich, aber die vorrevolutionäre Zeit hat diese Reichtümer nicht zu heben vermocht. Wohl war die Zarenfamilie der Romanows immens reich, vielleicht die reichste Familie der ganzen Erde. Wohl gab es in Rußland eine Schicht von großen Gutsbesitzern, von Kaufleuten und Industriellen, die riesige Einkünfte zu verzehren hatten. Aber im Vergleich zur Gesamtbevölkerung Rußlands bildeten sie eine kleine Zahl. Und sie mästeten sich alle vom Ertrag einer unmenschlich schlecht entlöhnten Arbeit. Unter ihnen quälte sich ein Volk von Bauern und Arbeitern, dem alle Möglichkeiten zur Befriedigung größerer Kulturbedürfnisse fehlten. Das russische Volk in seiner Gesamtheit war, verglichen mit den westeuropäischen Völkern, außerordentlich arm. Und was die Revolutionäre den besitzenden Klassen wegnehmen konnten, das vermochte diese Armut nicht zu beseitigen. Zunächst konnte man nur die Armut neu verteilen.

So ist der Eindruck, wenn man stundenlang durch die endlose russische Ebene fährt und nur hin und wieder ein verlorenes Dorf in der weiten Einsamkeit erblickt. Armselig erscheinen die Holzhäuser mit den braunen Strohdächern und den kleinen Fen-

stern und trostlos die unendlich schmutzigen Straßen, die zwischen diese Häuser führen. Herwärts der Grenze, im heutigen Polen, sieht diese russische Welt noch etwas verlassener aus als drüben. Aber wenn man näher an Moskau herankommt, erblickt man schon einige neue Häuser mit hartem Dach und großen Fenstern, gebaut mit neuen Mitteln und Formen. Und dann flog plötzlich ein Aeroplan durch die Luft und man war schon ganz nahe der Hauptstadt.

Der Zug kam pünktlich an. — Moskau!

Und das war nun also die Zweimillionenstadt.

Aus dem Bahnhof tritt man auf einen riesigen Platz, der von niedern, langgestreckten Gebäuden umgeben ist. Einzeln sehen sie aus, als ob sie zu einer fernen, kleinen Provinzstadt gehören. Aber zwischen ihnen erhebt sich ein richtiger Triumphbogen, dessen Sinn und Bedeutung an dem Platze nicht erkennbar ist. Nach seiner ganzen Art gehört er nach Italien, und hier fahren die kleinen Einspännerkutschen unter ihm durch und bespritzen ihn mit russischem Schmutz, der den ganzen Riesenplatz bedeckt. Es hat leicht zu tauen begonnen und es ist zweckmäßig, daß man gute Gummischuhe an den Füßen hat und sich vor den Fuhrwerken in Acht nimmt. Die russischen Bauern im Schafpelzmantel sitzen wie lauter Tolstoiphilosophen auf den Böcken der verwahrlosten Kütschchen, treiben die Pferde mit Zuruf und Peitsche an, so daß sie sich nicht darum kümmern können, wie weit es unter den Rädern hervorspritzt. Neben ihnen fahren einige richtige Autotaxi, und wer die Stadt kennt, der kann auch ein gut funktionierendes Tram benutzen. Warum soll da nicht auch ein westeuropäischer Triumph-

bogen stehen? Der Platz wird auch einmal trocken werden und dann wird eine helle Sonne auf das Kunstwerk scheinen, fast wie in Italien.

Jetzt freilich, Ende März, schmilzt der Schnee mit viel Schmutz zusammen. „Aber", erklärt mir ein russischer Freund, „das macht nichts. In der Zarenzeit hat es noch etwas mehr gespritzt und die Sitze der Einspänner waren noch etwas zerrissener. Und wenn wir in unserm Taxi auch etwas gerüttelt werden, so sind wir jetzt eben in die Twerskaja eingebogen, und die ist gepflastert. Die Pflastersteine sind rundlich und sehr ungleich hoch, und sicher stammen die meisten auch noch aus der Zarenzeit. Die Sowjetregierung wird hier einmal einen großartigen Asphaltbelag herstellen lassen."

So kam man also recht angeregt vor das Hotel Bristol gefahren, mußte dem Portier im Hausgang die Gummischuhe abgeben und stieg in den dritten Stock hinauf, weils keinen Lift gab. Das Zimmer war durch die Zentralheizung gut erwärmt, das Bett sauber und die Wasserspühlung im Klosett funktionierte. Man fühlte sich in diesem stattlichen Hotel etwa wie in einem Zweitklaßhotel unserer westeuropäischen Kapitalisten, konnte jeden Kellner als Towarisch, Genossen, anreden, ohne daß er einem eine verschämte oder unverschämte Hand nach einem Trinkgeld entgegen hielt. Und wenn eine Kompagnie Rotarmisten durch die Twerskaja marschierte, so hört man ihren prächtigen Chorgesang.

## Twerskaja.

Wenn es eine Regel gibt, wie breit die Hauptstraße einer Zweimillionenstadt sein sollte, so entspricht die Twerskaja ihr sicher nicht. Sie ist viel zu eng und die Trottoirs sind für den Verkehr, den sie bewältigen sollten, zu schmal. Sie genügen höchstens für eine kleine Provinzstadt. Daran sind ja nun die Bolschewiki gewiß nicht schuld, und nicht einmal dem Großvater des letzten Zaren wird man deswegen einen Vorwurf machen. Es gibt Dinge, die sich nach eigenen und ganz sonderbaren Gesetzen entwickeln. So kann auch mitten in einem menschlichen Gesicht eine schiefe Nase wachsen. Und so ist die Twerskaja eine zu enge Hauptstraße geworden. Aber es ist unterhaltsam und lehrreich, dort zu spazieren, und zum Schlusse findet man sie recht sympathisch. Es gibt dort so verschiedenartige Häuser und Menschen, denen man sonst auf der ganzen Welt nicht mehr in dieser Mischung begegnen kann.

Manchmal sind die Häuser ganz klein und niedrig, zwei- oder sogar einstöckig, sehr langgestreckt und mit fröhlicher Farbe angestrichen, so richtig altmoskowitisch oder halbasiatisch, und dann wieder sind sie groß und hoch, vierstöckig und noch höher, und von so schlechter Architektur, daß sie mitten im Berlin der Gründerzeit stehen könnten. Oder dann steht man plötzlich vor dem Sowjethaus, einem prächtigen, leuchtend roten Palast mit schneeweißen Fenster- und Türrahmen, von dem aus ehemals der allmächtige Gouverneur von Moskau die Stadt beherrschte. Jetzt verwalten die Moskauer Bolschewiki von hier aus die große Stadtgemeinde, und

der schöne Palast nimmt sich dabei nicht weniger prächtig aus.

Ein mäßig schönes Denkmal eines Generals, das vor ihm stand, hat man kurzerhand beseitigt und dafür ein Monument der Freiheit errichtet. In der Revolutionszeit war man nicht nur mit solchen Entschlüssen, sondern auch mit ihrer Durchführung rasch. So soll einmal eine den Verkehr störende Kirche in Moskau in einer einzigen Nacht vollständig verschwunden sein.

Dem Sowjetpalast gegenüber, auf der andern Seite eines großen Platzes, haben sie das mächtige Lenininstitut errichtet, und zwar in den modernsten, einfachsten, kubischen Formen. Und jetzt steht dieser schiefergraue Bau so sicher und selbstverständlich da, als ob er von jeher die Hauptsache an diesem Platz gewesen wäre, und zerdrückt die alte, kleine Hauptwache mit ihrer Säulenarchitektur so völlig, daß man sie wohl noch ganz wird beseitigen müssen. Sie hat ohnehin keinen großen Zweck mehr zu erfüllen.

Sie bauen an der Twerskaja jetzt auch ein riesengroßes neues Postgebäude. Man sagte, daß es zehn Stockwerke erhalten soll. Es wurde schon am achten gearbeitet. Ohne Informationen von oberster Stelle weiß man im heutigen Rußland nicht, was für ein Ausmaß die Dinge erhalten. Man muß schon auf ungeheure Dimensionen gefaßt sein.

An diesem wie an andern Neubauten Moskaus sieht man Gerüste, die ganz gewaltige Holzmassen erfordern. Mir wurde erklärt, daß damit das höchste Maß von Arbeiterschutz erreicht werden soll. Andere Leute meinten wieder, man wolle so einen vollständigen Schutz der Passanten erreichen. Das

außergewöhnliche Bild, das ein Neubau dadurch erhält, wurde für einen Fremden noch dadurch verstärkt, daß beständig militärische Wachtposten davor zu sehen waren. Die meisten Menschen, die ich über deren Bedeutung befragte, konnten mir keine Auskunft geben, nur einer behauptete, die Bewachung sei nötig, weil das viele Holz des Gerüstes sonst gestohlen würde.

Hätte ich doch nur Russisch gekonnt, so hätte mich ein gutmütiger Rotgardist vielleicht über seine wahre Bedeutung vor dem Neubau aufgeklärt, aber so mußte diese Belehrung unterbleiben, und mit dem Kriegsminister bin ich nicht zusammengekommen.

Der Drang zu mächtigen Neubauten bestand in Moskau übrigens schon vor dem Kriege. Die Pläne der neuen Post sollen aus jenen Jahren stammen, und man sieht auch schon fertige Gebäude aus jener Zeit, die amerikanischen oder ganz neudeutschen Charakter aufweisen und vorläufig wie Abnormitäten zwischen den echten, alten Moskauern stehen. Es sieht so aus, als ob ein großes Dorf eben im Begriffe sei, sich in eine Großstadt umzuwandeln, aber dann auch gleich in die allermodernste. Und das ist wohl das einzig Rationelle bei dem stürmischen Wachstum der Bevölkerungszahl.

Aber dann kann man auch nicht mehr das Schmelzwasser aus den mächtigen Höfen einfach in ganzen Bächen über die Trottoirs der Twerskaja in die Rinnsteine fließen lassen. Natürlich hätten das die früheren, reichen Hausbesitzer schon besser regeln können. Aber es scheint, daß man das nicht von ihnen verlangt hat, und so überließen sie der Revolution, die ohnehin schon mit dringendern Aufgaben überlastet ist, auch hier für bürgerliche

Ordnung zu sorgen. Und vielleicht dauert das noch einige Zeit.

Und es mag auch noch manche Woche vergehen, bis all die großen Spiegelscheiben an den Schaufenstern, die mächtige Sprünge aufweisen, durch ganze ersetzt werden. Für die schlimmste Zeit und noch etwas darüber hinaus genügt es, daß die Sprünge durch gute Flicken zusammengehalten werden. In Moskau, wo es immer noch spärlich mit Waren in den Verkaufsläden hergeht, braucht das einzelne Geschäft vorerst keine große Reklame zu treiben, und wenns einmal wieder ganz gut geht, wird die Reklame auch nicht mehr so üppig werden, wie in Westeuropa, weil der geordnete Sowjetbürger ohnehin weiß, daß er bei der Genossenschaft kaufen soll. Und wenn er es noch nicht wissen sollte, so kennt die Regierung praktische Mittel, um ihm die genossenschaftliche Treue begreiflich und leicht zu machen.

So hat sie zum Beispiel verfügt, daß ein Privatmensch seinen Laden nicht vor 8 Uhr morgens öffnen darf, während ein genossenschaftliches Geschäft um sieben Uhr aufgeht. Der Privatmann muß auch abends um sieben Uhr wieder schließen, während die Genossenschaft bis nachts um elf Uhr offen bleiben darf.

Man kann also in dem großen, herrlichen Lebensmittelgeschäft an der Twerskaja noch bis spät in die Nacht einkaufen gehen und findet dort alles, was man braucht und billigen Kaviar.

Etwas weiter unten ist das Hotel Lux, in dem eine ganze Menge von ausländischen Kommunisten, teils abgebrauchten, teils noch aktiven, untergebracht ist. Das große Restaurant im Parterre gilt als

Neplokal, und jeden Abend singt dort ein sogenannter Zigeunerchor zur Balalaika. Die Preise für Essen und Trinken sind reichlich hoch und die Stimmen der Zigeunerinnen ziemlich abgesungen. Aber das Lokal ist gelegentlich so von Gästen angefüllt, daß sie die Türen schließen und auch einen sehr hungrigen und zahlungsfähigen Sowjetbürger oder Ausländer einfach nicht mehr hinein lassen. Und dabei sagten alle Westeuropäer, die dort Flaschenbier tranken, das sei gar kein Bier, denn man bekomme keinen Alkohol zu spüren. Sie rieten eher zu Wein und warnten vor Kaffee, der zurzeit in ganz Rußland schlecht sei, weil man von Staats wegen keinen solchen ausländischen Luxus trinken soll.

Alle Eigentümlichkeiten der Hauptstraße Moskaus aufzuzählen, ist gar nicht möglich. Am untern Ende steht zum Beispiel noch ein Verkehrspolizist, der alle Fuhrwerke mit Hilfe eines besonderen Apparates in Ordnung hält. Und sie achten sehr auf ihn, wie ja überhaupt der heutige Moskauer der Polizei mit raschem Gehorsam begegnet.

## Die Menschen der Twerskaja.

Wenn ein eingefleischter Westeuropäer die Twerskaja nicht gleich als die Hauptstraße einer Weltstadt anerkennen will, so liegt das nicht allein an ihren Gebäuden, sondern ebensosehr an den Menschen, die er heute dort verkehren sieht. Er ist nun einmal daran gewöhnt, auf der Hauptstraße seiner Städte den Bourgeois mit mehr oder weniger Geschmack seinen Luxus vorführen zu sehen. Aber an

der Twerskaja fällt einem weder der Bourgeois noch Luxus auf, und das muß doch verwirrend wirken.

Menschen verkehren dort beständig in großer Zahl, und am Nachmittag des 18. März, der wegen der Pariser Kommune ein hoher Feiertag war, gingen sie auf den schmalen Trottoirs so zahlreich, daß man hin und wieder sanft auf die Seite geschoben wurde, weil man jemandem im Wege lief. Aber dieses ganze Publikum hätte man bei uns als Kleinbürger, Arbeiter und Bauern eingeschätzt. Gekleidet waren sie dem Ansehen nach warm und solid. Die meisten trugen gefütterte Mäntel oder Lederjacken, und fast alle hatten Gummischuhe an den Füßen. Bei den Frauen sah man auch jene praktischen Filzüberschuhe, durch die sie Füße erhalten, wie junge Elefanten. Viele Männer trugen die schwarzen Pelzmützen aus Lammfell, andere hatten Mützen von der Form unserer Sportmützen. Eine Hasenfellkappe nahm sich schon etwas aristokratisch aus. Bei den Frauen zeigte die Kopfbekleidung eine größere Variation. Häufig sah man die einfachen, bäuerlichen Kopftücher.

Natürlich ist all der viele Pelz, den man sieht, für Moskau kein Luxus, denn noch Ende März fiel die Temperatur auf minus 10 Grad, und der Wind war so kalt, daß die Angler, die auf dem Eis der Moskwa standen, sich fest einhüllen mußten. Und daß viele dieser Schafspelze nicht etwa aus dekorativen Zwecken getragen wurden, sah man ja auch daran, daß ihrer viele schon ein beträchtliches Alter haben mußten. Manchmal fehlte es ihnen auffallend an Haaren. „Aber", erklärte mir mein optimistischer Begleiter, „der Winter wird jetzt gleich zu Ende sein, und dann kann man an der Twerskaja

auch wieder besser sehen, was für schöne Frauen Moskau besitzt. Diese dicken Mäntel lassen sie gar nicht richtig zur Geltung kommen."

Es gab kaum einen Menschen, der einem aufgefallen wäre, weil er sich in dieses einfache und solid gekleidete Milieu nicht eingefügt hätte. Auch die, die in Kutschen und Automobilen fuhren, zeichneten sich nicht besonders aus. Denn daß einmal einer dicker ist als die andern, das ist eine natürliche Angelegenheit und kann nicht zum Luxus gerechnet werden. Im Allgemeinen hatte man auch nicht den Eindruck, daß die Menschen schlecht genährt seien.

Man sah also einfach nichts von einer üppigen Bourgeoisie, und das war in einer Großstadt so sonderbar. Ich begann darum mit einem gewissen Eifer zu suchen, ob ich nicht im Stande wäre, einen Nepmann oder eine Nepfrau zu erkennen. Und als es mir nicht gelang, da fragte ich meinen freundlichen Begleiter, auf was für Merkmale ich zu sehen hätte. Er wußte es auch nicht gleich, und erst als ich auf einer Aufklärung bestand, bemerkte er nach längerem Ueberlegen:

„Ein Nepmann, siehst du, ist einer, wenn er etwa so aussieht wie du!"

Ich griff dankend an den Rand meines italienischen Filzhutes und hatte weiter kein besonderes Interesse daran, Nepleute zu entdecken.

Leichter war es, die Menschen zu sehen, die unter das durchschnittliche soziale Niveau herabgesunken sind. Sie erschienen beim Zunachten häufiger.

Gelegentlich sah man einen entsetzlich zerlumpten Jungen von etwa 12 Jahren, der sich hinten auf dem Puffer eines Trammwagens eine Gratisfahrt gestat-

tete, bis ein Schaffner oder Polizist ihn verjagte und er laut lachend davonrannte. Dann war man sicher, in der Nähe noch etwa ein weiteres Dutzend solcher Vagabunden in verschiedenem Alter, von etwa 8 bis 18 Jahren entdecken zu können, die bettelten, wahrscheinlich bei Gelegenheit auch stahlen und auf alle Fälle einen entsetzlich verwahrlosten Eindruck machten.

Die Behörden geben sich sehr viel Mühe, diese traurigen Bilder ganz zum Verschwinden zu bringen und diese Burschen in Heimen zu versorgen. Aber beim beständigen Zustrom von neuen Menschen in die Großstadt und bei der Undiszipliniertheit dieser Elemente ist die Arbeit unendlich schwer. Besonders mit dem Frühjahr laufen diese freiheitsliebenden Halbwilden leicht wieder fort, um jene zweifelhafte Romantik zu suchen, die Gorki aus seinen Jugendjahren beschrieben hat. Leider gehen aber viele dabei zu Grunde und nicht einer von Tausenden aus jeder Generation wird später ein Gorki.

An der Twerskaja wird man auch öfter von erwachsenen Männern und hin und wieder von Frauen angebettelt. Diese Bettler benehmen sich außerordentlich demütig, wie man sich die frühern Bauern ihren Herren gegenüber vorstellt. Es sind meistens Arbeitslose, deren es in Moskau eine beträchtliche Zahl gibt. Die Großstadt zieht immer neue Elemente vom Land her an, und die Industrie entwickelt sich viel zu langsam, um ihnen allen, die meistens keinen Beruf kennen, Beschäftigung zu geben.

Es kann auch vorkommen, daß man auf der Straße einem Menschen mit einem tüchtigen Wotka=

rausch begegnet. Die Bolschewiki hatten den Verkauf von Alkohol eine Zeit lang ganz verboten; aber es zeigte sich, daß der heimlich gebrannte Schnaps so viel Unglück anrichtete, daß man es vorzog, das Schnapsbrennen wieder zu erlauben und zu kontrollieren. Der auf offener Straße gezeigte Rausch soll von der Polizei jeweilen mit sechs Rubel Strafe belegt werden, was für russische Verhältnisse eine beträchtliche Summe bedeutet.

In der Nacht wird man an der Hauptstraße auch von den Frauen angesprochen, die das geschminkte Lächeln der Prostitution spazieren tragen. Sie sind nicht so häufig und nicht so üppig, wie etwa in Berlin, Paris oder Brüssel, aber in der traurigen Regelmäßigkeit, mit der immer wieder die gleichen Gestalten an jedem Abend zu sehen sind, nehmen sie sich durchaus westeuropäisch bürgerlich aus, und der Regierung ist es nicht gelungen, sie ganz zum Verschwinden zu bringen. Auch die Prostitution war eine Zeit lang ganz verboten, aber auch hier zeigte es sich, daß sie in die Heimlichkeit getrieben, noch schlimmer wirkte, als an der Oeffentlichkeit. Deshalb läßt man sie jetzt wieder auf der Straße spazieren, ohne sie zu strafen und ohne sie zu kontrollieren. Zu dem alten System des Zarismus wird man allerdings nicht mehr zurückkehren, denn damals unterhielt der Staat seine öffentlichen Häuser, die zum Beginn jeweilen von einem Popen christlich eingesegnet wurden. Man wird versuchen, auch die heutige Form der Prostitution aus der Welt zu schaffen, indem man den Frauen Arbeitsgelegenheit verschafft, aber auch hier steht man erst am Anfang einer großen Aufgabe, die viel Mühe und Mittel erfordern wird.

Uebrigens kann es ja sein, daß diese Dinge mir stärker aufgefallen sind, als einem andern Beobachter, denn es ist klar, daß Bettler und unglückliche Frauen sich am ehesten an einen Nepmann heranzumachen suchen.

## Wohnungsnot.

Die Einwohnerzahl Moskaus wächst in einem unglaublich raschen Tempo. Vor dem Krieg betrug sie ungefähr eine Million und dreihunderttausend. Sie sank dann auf weniger als eine Million hinunter und nach der neuesten Volkszählung ist sie auf mehr als zwei Millionen gestiegen, und immer noch schwillt sie weiter an.

Eine gewaltige Zunahme bedingte die Verlegung der Zentralregierung von Leningrad nach Moskau. Ein ganzes Beamtenheer mit den Familien zog in die neue Hauptstadt ein und wurde vermehrt durch die Verwaltungskörper all der neu geschaffenen Wirtschaftsorganisationen. Dazu kommt nun der ununterbrochene Zustrom überschüssiger Bauernelemente, die jetzt, nach der Zuteilung des Landes an die einzelnen Bebauer abgestoßen werden und auf Anstellung in der Industrie der Städte hoffen. Diese Wanderung findet nach allen großen Städten des Landes statt, am stärksten aber nach dem zentral gelegenen Moskau. Und dabei hat die Stadt selbst einen fast erschreckend großen natürlichen Zuwachs. Man sieht ja wohl in einem Schaufenster an der Twerskaja Gummiartikel, und die Unterbrechung der Schwangerschaft wird, wenn sie vom Arzt kunstgerecht ausgeführt wird, nicht bestraft. Aber das russische Volk vermehrt sich trotzdem beinahe schran=

kenlos und an sonnigen Tagen wimmeln die großen Plätze Moskaus von spielenden Kindern und besorgten Müttern.

Moskau, behauptete mein kundiger Begleiter, habe monatlich einen natürlichen Zuwachs von rund 60,000 Menschen. Ganz Rußland hat nach der neuesten Zählung 146 Millionen Einwohner und ihre Zahl wächst jährlich um 2 Prozent, also um fast 3 Millionen.

Und während des ganzen Krieges und während all der Jahre der revolutionären Kämpfe ist kaum ein einziges Wohnhaus gebaut worden. Die Wohnkalamität, die sich daraus ergeben hat, überschreitet alle unsere westeuropäischen Erfahrungen. Sie ist zur Zeit die eigentliche Misere Moskaus. Die Menschen haben zu essen und sie sind ordentlich gekleidet, aber sie wohnen so, daß fast jeder Mensch, mit dem man ins Gespräch kommt, über die unleidliche Wohnungsnot klagt. Und am letzten Rätekongreß der Sowjetunion hat Rykow erklärt:

„Bisher waren wir noch nicht im Stande, den Rückgang der Wohnfläche pro Kopf der Bevölkerung in den Städten aufzuhalten. Die Wohnungsfrage nimmt mit jedem Jahr einen schärferen Charakter an. Von ihr hängt jetzt nicht nur der Wohlstand und das Dasein der Bevölkerung der Städte ab, sondern auch die Entwicklung der Industrie. Das Wohnungswesen befindet sich jetzt auf dem „Minimum" und kann bei der Entwicklung der Industrie und der gesamten Wirtschaft ein Hemmnis bilden."

Mit der Gewalt eines Naturereignisses ist jetzt die Wohnungsnot über die Städte gekommen, wie

vor einigen Jahren die Hungersnot über das Land gegangen ist.

Nur für die Heiligen gibt es überflüssige Wohngelegenheit. Aber das ist gerade das am wenigsten notwendige, denn die Heiligen sind schon fast ganz gestorben und können magaziniert werden. Wohl die Hälfte der unendlich vielen Kirchen Moskaus ist geschlossen, weil man sie nicht mehr braucht und weil niemand für ihren Unterhalt sorgen will. Die schönsten unter ihnen, wie die wunderbare Wladimirkathedrale am roten Platz, sind in Museen umgewandelt, andere werden zu Schulzwecken benutzt. Wo sich eine Gemeinde findet, die genügend Geld aufbringt, um die Kirche im frühern Betrieb zu halten, wird ihr dies gestattet, und wenn man eines dieser Kultusgebäude betritt, so findet man einen langhaarigen Popen, der einem Heiligenbilder zu sehr hohen Preisen verkaufen will. Das Geschäft geht aber schlecht und die Zahl der Besucher ist gering. Selbst die wundertätige iberische Mutter Gottes in der kleinen blauen Kapelle am weißen Tor wird vernachlässigt. Und der alte Bädecker vom Zarenrußland berichtete doch:

„Kein Russe geht dort vorbei, ohne einen Augenblick heranzutreten und das Zeichen des Kreuzes zu machen. Die Kapelle ist meist dich umdrängt. Man hüte sich vor Taschendieben."

Das heilige Wunder des Taschendiebstahls habe ich nicht erlebt. In der Kapelle waren meistens etwa drei oder vier Personen, die Männer bekreuzten sich immer noch und die Frauen knieten nieder und verneigten sich so weit, daß ihre Stirn den Boden berührte. Auch küßten sie die Glasscheibe vor dem Heiligenbild. Und draußen wartete nur noch

ein halbes Dutzend Bettler. Das ist ein kleiner Erfolg für das ehemals berühmteste Heiligenbild des alten, frommen Moskau.

Die übrigen Kirchen stehen so gut wie leer, und ihre Aufgabe ist nur noch, die herrliche Dekoration der Stadt zu bilden, denn ihre zahllosen Zwiebelkuppeln sind ein Entzücken. Die goldenen Kuppelspitzen leuchten im Sonnenschein großartig vor dem hellblauen Himmel, aber auch dunkelblaue und grüne sind herrlich und von einer ganz raffinierten Schönheit sind hell graublaue, auf denen große, goldene Sterne stehen.

Leider sind diese Kirchen nicht praktisch zum Wohnen für Menschen und nützen gar nichts gegen die jetzige, fürchterliche Kalamität der Wohnungsnot. Große Hotels und Klöster hat man, so weit es nur ging, in Wohnungen umgewandelt. Aber im Vergleich zu dem, was erforderlich wäre, ist das unendlich wenig. Man mußte die Wohnungen rationieren, die Menschen in den vorhandenen Zimmern zusammendrängen. Und das hat man so energisch getan, daß der Bourgeois, der an ein bequemes Wohnen gewöhnt war, mit jedem Tage neu aufstöhnt. Er kann nicht mehr über eine Villa mit zwölf Zimmern frei verfügen. Er kann sie nicht mehr, wie bei uns, einfach leer stehen lassen, wenn er sich an der Riviera amüsieren will. Er kann sich überhaupt nicht mehr an der Riviera unterhalten und in Moskau eine Villa besitzen. Die Moskauer Häuser sind nationalisiert worden und die Wohnmöglichkeiten sind für alle Einwohner so verteilt, daß sich einer schon glücklich schätzt, wenn er für sich allein über ein ganzes Zimmer verfügt. Daß ein einzelner Mensch zwei Zimmer bewohnt, das ist schon eine

ganz seltene Ausnahme und muß besondere Gründe haben. Er redet dann lieber nicht viel davon, weil er sich wenigstens als Kommunist über einen solchen Luxus der Wohnung beinahe schämt, und wenn er kein Kommunist ist, so verfolgt ihn die Angst, es könnte da auch noch eine Aenderung getroffen werden.

Ein in der Partei angesehener Genosse sagte, daß er durch günstige Umstände zu einer beinahe sträflich guten Wohnung gekommen sei. Sie bestand aus 2 großen Zimmern und einer Küche und wurde von fünf Personen bewohnt, so daß die Küche auch als Schlafzimmer benutzt werden mußte.

Ich habe eine andere Wohnung gesehen, wo fünf Personen mit einem sehr großen und einem ganz kleinen Zimmer auskommen mußten, was um so schlimmer war, als ein Sohn während Monaten krank und bettlägerig war und als in dem großen Zimmer noch Kostgänger ihre Mahlzeiten erhielten. Das waren frühere Burschui, die einstmals über ein ganzes Haus verfügt und sich vermutlich herzlich wenig um die damaligen, grauenhaften Wohnverhältnisse der Arbeiter gekümmert hatten. Sie fanden das Leben jetzt sehr schwer.

Es gibt aber auch etwa ehemals reiche Leute, mit denen man glimpflicher umgegangen ist. Lebte da in Moskau ein Herr, wenn ich nicht irre, Stroganow mit Namen, der in seinem Haus eine einzigartige Gemäldesammlung angelegt hatte. Sie bestand aus alten russischen Heiligenbildern, sogenannten Ikonen, wie sie zu Hunderten in den vielen Kirchen Rußlands hingen. Viele sind natürlich gewöhnliche Massenarbeit. Stroganow aber war ein sorgfältiger Sammler und hat ein Museum zusammen-

gebracht, das sowohl kulturhistorisch ungemein interessant als auch künstlerisch von höchstem Werte ist. Es lebt darin ein gutes Stück des noch wenig bekannten russischen Mittelalters.

Natürlich ist das Haus samt der Ikonensammlung nationalisiert worden. „Aber", sagte mein Begleiter, „dieser Stroganow war ein ziemlich anständiger Bourgeois. Er hat seine Sammlung schon vor der Revolution dem Volke zugänglich gemacht, und darum hat man ihn auch nachher zum Direktor der Galerie ernannt, hat ihm ein Gehalt von 80 Rubel monatlich zugesprochen und zwei Zimmer — denke, zwei — seines Hauses als Wohnung überlassen."

Es wird in Moskau wohl auch noch Nepleute geben, die sich auf irgendeine Weise gute Wohngelegenheit zu verschaffen verstehen. Die Gesamtbevölkerung aber wohnt nach unsern Begriffen schlecht. Dabei sollen aber die Arbeiter Moskaus vor der Revolution noch viel schlechter gewohnt haben als heute der Durchschnitt. Die weiten, großen, schönen Wohnungen, die aufgeteilt sind, gehörten einer Volksschicht, die noch in ganz anderm Maße privilegiert war, als heute die Arbeiterschaft. Denn im jetzigen Moskau wohnt niemand uneingeschränkt. Auch die führenden Leute der Kommunistischen Partei sind rationiert und leben, verglichen mit der alten Bourgeoisie in armseliger Enge.

Es gehört heute zu ihren größten Sorgen, wie man rasch und billig und in großem Maßstabe bauen könnte. Aber Geld ist dazu nötig, Geld oder Kredite. Wo immer das aufzutreiben ist, wird gebaut. Der Staat baut, die Stadt baut, Genossenschaften bauen, und alles ist viel zu wenig.

# Mietpreise.

Die organisierten Arbeiter bilden die privilegierte Schicht der Moskauer Bevölkerung, und damit haben sie mit ihren Familien ein erstes Anrecht auf Wohnung. Es kann darum wohl passieren, daß ein Bourgeois einem Arbeiter aus irgendwelchen Gründen weichen muß, und dann wird es dem aus der Wohnung Geschmissenen oftmals sehr schwer, anderswo unterzukommen. Unsere westeuropäischen Arbeiter kennen einiges von den Schwierigkeiten, denen man während einer Wohnungsnot auf der Wohnungssuche begegnet. Aber eine westeuropäische Wohnungsnot ist noch keine Moskauer Wohnungsnot.

Dort hat sie zum Beispiel zu folgender eigentümlichen Bestimmung geführt:

Es nimmt jemand aus Gutherzigkeit einen Bekannten, um ihm über die größten Schwierigkeiten zu helfen, vorübergehend in sein Zimmer auf. Bei der russischen Gastfreundschaft ereignet sich das alltäglich. Dabei muß er aber sehr darauf achten, daß er diesen Freundschaftsdienst nicht länger als drei Monate ausübt, denn wer mehr als drei Monate in einem Zimmer zu Gaste war, den darf man legalerweise nicht mehr hinauswerfen, denn offenbar sind dann für den Wohnungsinhaber die Unannehmlichkeiten nicht derart, daß er sie nicht auch weiterhin aushalten könnte. Und was erträglich ist, das soll man unter bolschewistischer Regierung tragen, sofern es nötig ist. Und das gilt für den privilegierten Arbeiter wie für den Beamten.

Wo neue Häuser gebaut sind, vor allem in den neuen Arbeiterkolonien, die jetzt genossenschaftlich

hergestellt werden, erhalten die Arbeiter gute Wohnungen von modernem westeuropäischem Typus, mit Wasser, Bad, und wenn möglich, Elektrizität, aber immer noch relativ eng. Es braucht eine ganz enorme Arbeit, bis man an den Einzelnen eine große Wohnung wird abgeben können, aber man projektiert nicht nur, sondern man baut jetzt wirklich und es gibt schon fertige neue Kolonien, die bezogen sind.

Für die alten wie für die neuen Häuser hat Sowjetrußland nun ein ganz eigenes System der Miete. Sie ist für den gleichartigen Raum verschieden, je nach der Höhe des Lohnes, den der Bewohner bezieht. Der schlecht bezahlte oder gar der Arbeitslose zahlt wenig oder gar nichts, mit dem höhern Einkommen steigt für die gleiche Menge Bodenfläche der Mietpreis, und ein Nepmann, dessen Einkommen sich nicht feststellen läßt, zahlt sehr viel.

Die größern Gebäude gehören alle dem Staat. Nur die kleinern, deren Wert 10 000 Rubel nicht übersteigt, wurden den frühern Besitzern wieder zurückgegeben, sofern sie im Stande waren, sie zu reparieren und in Stand zu halten. Größere Objekte können von Privatleuten auf bestimmte Zeit gemietet werden. Es müssen dann von den Bewohnern sogenannte Hauskomitees gebildet werden, die für die Verwaltung und Instandhaltung der Gebäude verantwortlich sind. Die Miete muß die Reparaturen ermöglichen.

Es ist klar, daß die Neureichen sofort den Versuch machten, gewisse Gebäude nur mit Ihresgleichen zu besetzen und die Arbeiter aus ihrer Nähe fern zu halten. Das wurde aber verhindert, indem die Behörden sich bestimmte Rechte bei der Bildung

der Hauskomitees vorbehielten und dafür sorgten, daß überall auch Arbeiter in den Häusern untergebracht wurden, so daß die bessern und die schlechten Einkommen gemischt sind. Nur so ist es möglich, daß die Mieten für die kleinen Einkommen niedrig gehalten und doch die Reparaturen der Häuser aus den Mieten bestritten werden können.

Im Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation über Rußland finden sich die folgenden Angaben über die allgemeine Regelung der Mieten:

Der Mietpreis wird berechnet nach der Anzahl der Quadratarschin (ein Quadratarschin ist ungefähr ein halber Quadratmeter) Bodenfläche, die der Mieter bewohnt. Der Quadratarschin kostet von 10 Kopeken bis 5 Rubel im Monat, je nach dem Lohn oder Einkommen des Bewohners, d. h. je nach der Lohnkategorie, der er angehört. Jeder Mieter hat ein Anrecht auf 16—20 Quadratarschin. Wenn weiterer Wohnraum verfügbar ist, so kann man ihn bekommen gegen Verdreifachung der sonst üblichen Sätze.

So zahlt also der Aermste für den Raum, auf den er ein Anrecht hat, fünfzig mal weniger als der Reichste, und wenn der letztere noch überschüssigen Raum erhält, so kostet er 150 mal mehr als der billigste Raum.

Wie streng eine solche Regelung sich in einer Großstadt durchführen läßt, ist schwer zu beurteilen. Im Großen und Ganzen hat das Prinzip seine Gültigkeit und ordnet so das Wohnungswesen auf der Grundlage eines großen Wohnungsmangels. Moskau sollte jetzt für etwa eine halbe Million Menschen neue Wohnungen erhalten. Das ist eine Anforderung, der heute selbst die reichste westeuro-

päische Stadt nur im Laufe von Jahren oder Jahrzehnten nachkommen könnte. Unterdessen würde die westeuropäische Stadt dem reichen Mann seine reiche Wohnung lassen.

Für Moskau ist zurzeit für den Einzelnen oder die Einzelfamilie ein Luxus der Wohnung einfach ausgeschlossen. Ein gewisser Reichtum des Raumes wird nur dort gesehen, wo es sich um kollektives Wohnen handelt, wo eine offizielle Organisation zusammenkommt, also vornehmlich in den großen Klubs. Und der Klub ist denn auch der eigentliche Stolz des russischen Arbeiters. Dort verbringt er seine freie Zeit, dort findet er seine kulturelle Betätigung und Bildung. Dort wird für die nötigen Räume gesorgt.

Zwei der schönsten Klubs sind eingerichtet worden für die Leute, die sich um den Sieg der Revolution die größten Verdienste erworben haben, das heißt für die ehemaligen politischen Sträflinge und für die alten Bolschewiki. Sie kommen jetzt dort zusammen, wo ehemals die reichsten Leute Moskaus wohnten. Den ehemaligen Verbannten und Katorgagefangenen ist ein prächtiges Haus überlassen worden, aus dem sie ein wahres Museum russischer Revolutionsgeschichte gestaltet haben, und die alten Bolschewiki haben sich im alten Kreml eingerichtet, dort, wo einstmals die Selbstherrscher über Rußland ihre Allmacht genossen.

Daneben aber gibt es eine Menge von bescheideneren Klubs mit eigenen Räumen. Die Belegschaft jeder Fabrik ist zu einem Klub zusammengeschlossen, der etwas durchaus anderes ist, als die Gewerkschaft. Jede Kaserne hat ihren Klub. Ja sogar im Butyrkigefängnis sind die Sträflinge in

einem Klub organisiert, der sie nach Feierabend in ihrem Klubraum zu kultureller Arbeit vereinigt.

Alle Klubs haben ihre Unterkunft gefunden und bilden so eine Art von Zufluchtsort aus der Enge der privaten Wohnungen, und die große Kalamität des Wohnungsmangels unterstützt dabei die allgemeine Tendenz der Kommunistischen Partei, den Menschen in möglichst weitgehendem Maße zu einem Kollektivwesen umzubilden.

## Paläste.

Als die russischen Revolutionäre den privaten Reichtum der Adeligen und der Bourgeoisie beseitigten, gingen sie mit großer Gründlichkeit und Umsicht vor. Sie waren dabei in der angenehmen Lage, in Moskau eine ganze Anzahl von Palästen und großen Villen einem neuen Zwecke zuzuführen, und dabei ließen sie sich von keinen Sentimentalitäten leiten. Sie besaßen einen bewundernswert kleinen Respekt für althergebrachte Traditionen und großes Verständnis für künstlerische Schönheiten. Je vornehmer ein Bauwerk den alten Klassen galt, um so sicherer kann man sein, daß es den Aufgaben des Proletariats dienstbar gemacht wurde. Und je schöner es in seinen Formen ist, um so sicherer kann man sein, daß es erhalten bleibt.

Prachtvolle Räume hatte sich zum Beispiel der alte Adelsklub von Moskau, der die Elite der frühern Gesellschaft umfaßte, erbauen lassen. Der Kolonnensaal dieses Baues ist von einer unübertroffenen Eleganz und Vollendung seiner Architektur, und man kann sich wohl vorstellen, wie dort die vollkommensten Gesellschaftsfräcke und die vergoldeten

Uniformen mit den prunkvollsten Balltoiletten herumspazierten, und was für eine Verachtung des Volkes man dort kultivierte.

Das Haus des Moskauer Adelsklubs ist heute Gewerkschaftshaus und in dem weißen Kolonnensaal, der kunstvoll mit rotem Tuch dekoriert war, feierte die Rote Hilfe Moskaus am 18. März die Pariser Kommune. Und die Proletarier bewegten sich in den stolzen Räumen, als ob sie von jeher hier heimatberechtigt gewesen wären. Die jungen Arbeiterinnen und Arbeiter der „blauen Blusen" zeigten eine ergötzliche Parodie auf Fordsche Arbeitsmethoden und bei den revolutionären Reden sowohl, wie bei den Klängen der Internationale konnte man feststellen, wie akustisch wirksam und wie zweckmäßig derart großartige Säle für die Massenveranstaltungen der modernen Proletarier sind.

Auch die reichen Engländer, die das alte Moskau bewohnten, hatten sich ihren glänzenden Klubpalast erbaut. Die Engländer haben ja in allen Weltteilen für ihren Komfort zu sorgen verstanden, und die Not eines Volkes hat sie dabei niemals gehindert. Auch ihren Bau hat die Revolution einem neuen Zweck zugeführt. Es sind ja nach dem Umsturz ohnehin nicht viele Briten in Rußland geblieben. Der englische Klub an der Twerskaja erwies sich als sehr geeignet für die Errichtung des Revolutionsmuseums, und die neue Jugend erlernt jetzt in den schönen Räumen, wie der Held des proletarischen Befreiungskampfes beschaffen ist. Sie holt sich im ehemaligen englischen Klub eine wundervolle neue Moral. Und an jedem Feiertag drängen sich die Menschen in den neugestalteten Räumen und lassen sich mit einer eigentlichen Andacht die Bilder

und Dokumente und die Ueberzeugungen der großen russischen Revolutionäre erklären.

Und wieder ein anderes, sehr schönes Gebäude hat man einem reichen Moskowiter, der es zu seinem Privatvergnügen hatte erstellen lassen, abgenommen. Im alten Bädecker ist einer der Haupträume wegen seiner meisterhaften Ausstattung mit einem Stern geschmückt. Die Bolschewiki haben das Haus zu einer Schule mit Internat umgestaltet, und nun absolvieren dort hoffnungsvolle, junge Arbeiter, die aus dem Ausland kommen, ihre Leninkurse und werden vollwertige Kommunisten. Dabei wissen sie die Schönheit ihres Schulhauses durchaus zu schätzen.

Ein besonderes Anrecht auf einen kleinen Palast hatten natürlich auch die ehemaligen Sträflinge des Zaren, von denen oben schon die Rede war. Auch für diese besten und opferwilligsten Menschen des alten Rußland hat ein reicher Privatmann, ohne es zu wollen, gebaut. Sie haben jetzt ihren angesehenen, sehr hoch geachteten und streng geschlossenen Klub, in den nur aufgenommen werden kann, wer unter der Zarenherrschaft vom Gericht wegen politischer Vergehen verurteilt war. Tausende von prachtvollen Menschen haben diese Gerichtssprüche mit ihrer Gesundheit und mit ihrem Leben bezahlen müssen. Keiner konnte wissen, ob er die siegreiche Revolution, an die er mit aller Kraft seiner Ueberzeugung glaubte, erleben werde. Aber Tausende sind erhobenen Hauptes in die Kerker und in die Verbannung gegangen und ihre Namen leuchten in der Geschichte der Revolution.

Heute sind ungefähr 2000 im Klub der ehemaligen Sträflinge vereinigt, und bilden sozusagen einen

Verdienstadel in der sozialistischen Sowjetrepublik. Aber das Leben jedes Einzelnen ist eingehend geprüft worden, ob es auch keine Momente der Schwäche gegenüber der alten Regierung enthalte, und nur, wer sich immer stark erwiesen hat, genießt die Auszeichnung, die mit der Zugehörigkeit zu dieser Gesellschaft verbunden ist. Nicht alle der ehemals Verfolgten waren Bolschewisten und nicht alle der Klubmitglieder gehören heute der Partei an. Aber alle besitzen die Stärke des Charakters, die sie zu Vorbildern der jüngern Generation zu machen vermochte. Mit Stolz weisen sie heute darauf hin, daß das zaristische Rußland nicht weniger als 13 000 Jahre Gefängnis oder Verbannung gegen sie ausgesprochen hatte.

Mehrere unter ihnen haben über 20 Jahre der Strafe verbüßt.

Jetzt ist ihr Klubhaus zu einem zweiten Spezialmuseum der Revolution ausgestaltet das ganz mit persönlichen Erinnerungen angefüllt ist, und der Arbeiter- und Bauernstaat gibt seinen besten Vorkämpfern jene bescheidenen Vorrechte, die er überhaupt vergeben kann. „Unser wichtigstes Privilegium“, erklären diese Männer und Frauen aber, „besteht darin, daß wir am Neuaufbau des sozialistischen Rußland mitarbeiten.“

Auch in den Klub der alten Bolschewiki, der sein Heim im Kreml aufgeschlagen hat, wird man natürlich nur wegen persönlicher Verdienste aufgenommen. Und da man in den Kreml überhaupt nur mit einer besondern Erlaubnis Einlaß erhält, so kann man diese Veteranen auch nicht etwa nach Belieben besuchen. Uns Teilnehmer an der Konferenz der Roten Hilfe hatten sie freundlichst auf einen

Abend eingeladen, und so bekamen wir sie und die eigentümlichen Räume, die sie bewohnen, zu sehen. Die Zimmer gehören dem alten Teil des Zarenpalastes an und sind seltsam niedrig gewölbt und mit bunter Malerei in alt moskowitischem Stil gehalten. Jetzt wird dort Schach gespielt und Radio gehört und die neueste Politik mit aller Gründlichkeit und Erfahrung überdacht. Die alten Bolschewiki sind immer noch eine entscheidende Gruppe für die russische Politik und beraten die modernsten Ereignisse und Theorien in ihren Klubräumen, zu denen auch eine ehemalige Palastkapelle gehört. Irgendwo sieht man an der Wand einen gemalten Christus, an einer andern Stelle einen schönen Zarenadler und sogar die Initialen eines Romanows. Aber die Menschen, die jetzt hier verkehren, besitzen keine privaten Reichtümer und gedenken auch keine mehr zu erwerben. Und eben darum liebt und verehrt sie das russische Arbeitervolk, und erzählt auch, daß jetzt in den Räumen Iwans des Schrecklichen die besten Witze in ganz Rußland erfunden werden und daß man dort eine fröhliche Heiterkeit liebe.

Uns zeigten sie ein Stück altes Rußland, auf das diese Patrioten im Grunde ja nicht wenig stolz sind, und das sie, weil es zum russischen Volke gehört, fast fanatisch lieben. Sie hatten einen Bauernchor von einem Dorf kommen lassen, und der sang die lustigen und die ergreifenden Volkslieder, die über das weite Land hin in voller Lebenskraft blühen und so lebendig sind, daß sie noch in voller Entwicklung stehen und in jedem Dorf gelegentlich improvisiert werden.

Herrlich sind sie, diese Bauernlieder. Aber die russischen Revolutionäre, die sie so sehr lieben, ha=

ben doch mit dazu beigetragen, daß sie sterben werden, wie die bunten Bauerntrachten und die schönen Tänze nur noch eine begrenzte Zeit lang sich werden halten können. Die Maschine, die die Revolution herbeiführte, bringt sie alle um. Bunte Trachten und lebendige Volkslieder gehören zur Epoche, die dem Industrialismus vorausgeht, bilden eine ihrer prächtigsten kulturellen Schöpfungen und blühen dann ab.

Im vorkapitalistischen Westeuropa haben die Bauern und Kleinbürger auch schön gesungen, haben sich farbenfreudig gekleidet und haben fröhlich getanzt. Selbstverständlich hat diese Volkskunst etwas anderen Charakter getragen, als in Rußland. Niemand wird sagen können, sie sei schlechter oder besser gewesen. Stark war sie überall. Aber bei uns im Westen ist sie schon so weit abgestorben, daß die Kunstgewerbler mit Mühe die Ueberreste sammeln und auf bedrucktem Papier zu konservieren versuchen.

Rußland, das weite Rußland, wird noch vieles davon auf Jahre hinaus erhalten können. Aber es hat ein so großzügiges Programm der Elektrifizierung, des Bahnbaus und der Industrieentfaltung, daß auch hier eine neue Art von Kultur entstehen muß.

Wenn einem bei den Klängen des Bauernchors im Kreml melancholische Anwandlungen kommen wollten, dann konnte man ein Gläschen eines sehr guten Liqueurs trinken, wie ihn die alten Bolschewiki servierten. Aber das gehörte auch nicht zum modernen Kommunismus, sondern eher zur alten Tradition des Kreml seit Iwan oder noch aus frühern Zeiten.

# Der Arbeiterklub.

Früher hatte der Adel, hatte der reiche Bürger seinen Klub. Heute ist der Arbeiterklub die Grundlage des geselligen Lebens von Moskau. Er ist der Stolz der organisierten Arbeiterschaft. Der Klub gehört zu jeder Fabrik, gehört zu jedem größern Betrieb, gehört aber auch zu jeder Kaserne, gehört im Prinzip auch in jedes Dorf. Er geht überall hin, wo das kulturelle Niveau gehoben werden soll. Er muß also hunderttausendfach über ganz Rußland verbreitet sein. Und darum eben existiert er sogar im Gefängnis.

Uns wurde einer der größten Klubs der Stadt gezeigt, der zu einem Bahnbetrieb gehört und gegenwärtig über 5000 Mitglieder zählt. Angegliedert sind ihm die Arbeiter eines Gaswerkes und einer Manometerfabrik.

Der Klub verfügt über ein eigenes Gebäude, das speziell zu diesem Zweck gebaut worden ist, und in dem sich alle nötigen Räume für die verschiedenen Abteilungen befinden. Dazu kommt eine eigene reichhaltige Bibliothek und eine eigene Turnhalle.

Die Mitglieder können natürlich einen so großen Betrieb nicht vollständig im Nebenamt besorgen, sondern sie haben für die Verwaltung drei Genossen angestellt. Für die einzelnen Gruppen aber verteilen sie die Leitung unter sich selbst. Und nun sorgen sie dafür, daß möglichst alle Bedürfnisse ihrer Leute befriedigt werden. Die Klubbesucher finden sich gewöhnlich erst nach fünf Uhr ein und können bis nachts 11 Uhr in ihrem Hause bleiben. An einem Buffet kann man einige Lebensmittel für mäßigen

Geldbetrag erhalten. Alkohol wird nicht ausgeschenkt.

Für den Abend verteilt man sich je nach der Betätigung auf die verschiedenen Räume, wo die gleichartigen Interessen sich zusammenfinden. Da gibt es zum Beispiel die mannigfache Gruppe der Künstler mit ihren Untergruppen für Gesang, für Orchestermusik, für Balalaika, Mandoline, dann wieder fürs Theater, für Malerei usw. Eine andere Abteilung beschäftigt sich mit Technik der verschiedensten Art, so vor allem der Technik des eigenen Berufes, dann aber auch aller Arten von Elektrizitätsanwendung, und in der heutigen Zeit natürlich besonders intensiv mit Radio. Es herrscht zur Zeit in Sowjetrußland geradezu eine Radioepidemie, die in einem Lande mit so wenig entwickeltem Verkehr eine ungeheure Bedeutung erhält. Denn mit dieser modernsten Technik kann die politische und kulturelle Aufklärung selbst die Analphabeten in den entlegensten Dörfern erreichen. Radio ersetzt für schwer erreichbare Gegenden, in die bisher kaum etwas Gedrucktes gelangen konnte, die Zeitung, und Radio soll eine große antireligiöse Wirkung ausüben, da die Popen diese Stimmen aus der Luft anfänglich für reines Teufelswerk erklärten, während jetzt immer weitere Kreise gerade diesen Teufel recht freundschaftlich begrüßen.

Neben den Technikern im Klub finden sich dann wieder die Spezialisten der Gewerkschaft als Sondergruppe zusammen, neben ihnen die Politiker, die einen besondern Zirkel haben, dann wieder die Genossen, die sich der antireligiösen Propaganda widmen.

Eine besondere Aufmerksamkeit wird den Gruppen zugewendet, in denen sich vorwiegend die Frauen beschäftigen, denn für Rußland ist es eine Selbstverständlichkeit, daß auch die Frauen in das Klubleben einbezogen werden müssen. Sie sind auch an allen Untergruppen beteiligt, besonders zahlreich aber in jenen, die der „Verbesserung des Lebens" dienen. Dort lernt man zum Beispiel Nähen und das Zuschneiden von Kleidern. Es gibt auch Gruppen, die sich ausschließlich mit dem Studium der Frauenbewegung beschäftigen, solche, die sich für Mütterschutz, für Kinderschutz etc. interessieren.

Aber der Klub sorgt nicht nur für theoretische Aufklärung über alle diese Dinge, sondern er hat auch praktisch durchgeführt, was er für notwendig findet, damit die Frau sich an seinen Bildungsbestrebungen beteiligen kann. So hat er eine große Kinderstube eingerichtet, damit die Mütter dort ihre Kinder für die Zeit abgeben können, da sie an den Klubveranstaltungen teilnehmen wollen. Auf diese Weise wird es ihnen möglich, sich an den vielen Abendveranstaltungen zu beteiligen.

In dem großen Saal, der mit einem Kinoapparat versehen ist und wo eben ein wissenschaftlicher Film über die Tätigkeit des Nervensystems rollte, sahen wir denn auch viele Frauen, die mit großer Aufmerksamkeit den Darbietungen folgten.

Für uns Westeuropäer das Ungewöhnlichste ist aber jene Abteilung des Klubs, die der „Liquidierung des Analphabetismus" dient. Der etwas pompöse Name will besagen, daß man dort Lesen und Schreiben lernt. Abend für Abend sieht man Männer und Frauen jeden Alters vor ihren Büchern und Heften sitzen und mit heißem Bemühen jene ein-

fachen Dinge lernen, die bei uns ein Schulkind in der zweiten oder dritten Klasse schon gelernt hat.

Es war einer der schwersten Vorwürfe gegen das vorrevolutionäre Rußland, daß es das Schulwesen in einer schändlichen Art vernachlässigte und daß die Zahl der Analphabeten in die vielen Millionen ging. Das war eine der Hauptursachen, daß die unendlich reichen Naturschätze des russischen Bodens nicht gehoben werden konnten und daß eine moderne Industrie sich nicht schneller entwickelte. Die Technik des Industrialismus verlangt geschulte Menschen mit einigem Verständnis der Maschine und mit der Gewöhnung an Präzision und Pünktlichkeit. Aber auch die intensive Landwirtschaft braucht einen Bauern, der lesen und schreiben kann und der moderne Arbeitsmethoden kennt.

Das weiß die westeuropäische Bourgeoisie ungefähr seit der Zeit der französischen Revolution und Pestalozzis. Sie hat die allgemeine Schulpflicht eingeführt, und die Deutschen haben nicht mit Unrecht behauptet, daß der Schulmeister sie in Stand gesetzt habe, den Siebzigerkrieg zu gewinnen. Auch das war ein Erfolg der neuen Technik.

Das Vorkriegsrußland hat die Entwicklung der Volksschule nur in einem ganz geringen Masse mitgemacht. Für die Bolschewiki, die ihr Volk in schnellster Entwicklung zur modernsten Technik des Maschinenbetriebes und zu materiellem Reichtum bringen wollen, stehen darum die Fragen der Bildung durchaus an erster Stelle ihres Programmes und mit dem allergrößten Nachdruck wird immer und überall betont, daß in der Sowjetrepublik die Analphabeten in kürzester Zeit verschwinden müssen.

Aus dieser Einstellung ist denn auch ein großes Schulprogramm aufgestellt worden. Aber wieder ist es die Armut, die der sofortigen Durchführung im gewünschten Umfang im Wege steht. Im Vergleich zur Zarenzeit wird ja viel geleistet, im Vergleich zum Gewollten noch nicht genug.

Und da tritt ergänzend die freiwillige Tätigkeit der Klubs ein. Hier lernen die Erwachsenen, die von der Schule überhaupt nicht mehr erfaßt würden, hier lernen die Heranwachsenden, hier lernen Arbeiter und Bauern, hier lernen Männer und Frauen lesen und schreiben. Ganz Rußland ist daran, diese Grundlage moderner Wirtschaft zu erlernen, und es wird an dieser großen Aufgabe mit einem geradezu rührenden Eifer in den Arbeiterklubs gearbeitet.

Lenin hat es verlangt.

Wie kann es da noch Klubmitglieder geben, die sich dieser Pflicht entziehen wollten. Jeder Klub hat doch seine Leninecke mit dem Bild des großen Führers, und jeder Klub setzt einen besondern Stolz darein, diese Ecke schön und feierlich zu dekorieren. Und wer dort vorbeigeht, und des Lesens und Schreibens nicht kundig ist, der empfindet es mit einer Art von Beschämung, daß er eine seiner Aufgaben als Bürger der Sowjetrepublik noch nicht erfüllt hat.

So hilft der Klub dazu, daß die Rückständigkeit des Volkes, die es gegenüber Westeuropa auf einer niedern wirtschaftlichen Stufe hielt, in einem geradezu stürmischen Tempo überwunden wird. Man arbeitet, arbeitet mit Eifer, mit Leidenschaft und mit Erfolg.

Und dabei sind die Mittel der Klubs noch recht bescheiden. Wenn man mit unsern westeuropäischen

Bildungseinrichtungen vergleicht, so ist alles einfach und manchmal sogar als primitiv zu bezeichnen. Aber der ganze Klub ist erfüllt von einem Geiste der gegenseitigen Hilfe und freiwilligen Arbeit, und eben deshalb ist auch der Erfolg so gut im Verhältnis zu den aufgewandten materiellen Mitteln.

Die letztern werden zu einem kleinen Teil von den Mitgliedern selbst aufgebracht.

Die Monatsbeiträge schwanken zwischen 10 und 50 Kopeken, je nach dem Lohn des Mitgliedes. Dann bezahlt die örtliche Gewerkschaft eine beträchtliche Summe. Ferner liefert der Betrieb 1 % der gesamten Lohnsumme an den Klub und dazu kommen ¾ % vom Umsatz der Fabrik. Und reicht das alles noch nicht aus, so gibt auch das Volkskommissariat für Bildung noch Zuschüsse.

Sieht man sich nun die Leistungen des Klubs in ihrer Durchführung an, so kann man sagen, daß der besser gestellte westeuropäische Arbeiter sich das meiste davon auch leisten kann. Teils erhält er es durch die Volksschule, teils verschafft er es sich durch freiwillige Vereinsorganisationen und zu einem weitern Teil kann er es durch Beteiligung an bürgerlichen Institutionen erhalten. Und vielfach erhält er es dann in einer der russischen ebenbürtigen oder sogar überlegenen Form. Auch hier baut ja Rußland auf der materiellen Armut auf.

Aber für den russischen Arbeiter, der das Leben der vorrevolutionären Zeit zum Vergleich heranzieht, ist der Arbeiterklub in seiner heutigen Form eine ungeheuer große und wichtige Errungenschaft. Und die Art, wie er organisiert ist, gibt ihm im Prinzip seine große Ueberlegenheit über das proletarische Bildungswesen Westeuropas. Die russische Arbeiterschaft

hat die ganze Ausgestaltung des Klubs selbst in der Hand. Sie gibt ihm die Tendenz und den Charakter und kann ihn damit von vornherein frei halten von allen bürgerlichen Beeinflussungen, die in reaktionärem Sinne wirken. Der Klub als eine kollektive Schöpfung der Arbeiterschaft eines Betriebes bildet ein neues Mittel zur Festigung der Arbeitersolidarität und wirkt um so stärker, als auch hier wieder das Bewußtsein besteht, daß mit dem wachsenden Reichtum des ganzen Volkes, mit der Entfaltung der Industrie, die ganze Arbeiterschicht, die sich am Klubleben beteiligt, in steigendem Maße an der wachsenden Kultur Anteil erhält.

Bei uns bedeutet der wachsende Reichtum in erster Linie gesteigerte Genußmöglichkeit für die Bourgeoisie. In Rußland wird die sich entfaltende Produktivität in erster Linie der organisierten Arbeiterschaft zu Gute kommen, und der Klub sorgt dafür, daß es in einer kollektiven Form geschieht.

## Bürokratie.

Eine große Verwaltung braucht Büros und diese wieder erfüllen ihren Zweck erst, wenn sie genügend arbeitende Büroisten enthalten. Gehören sie zu einem Staatsbetrieb, so belieben mißgünstige Menschen das als die Bürokratie zu bezeichnen und behaupten, sie sei immer ein Uebel. Es ist klar, daß auch Sowjetrußland seine vielen Büros und die zugehörigen Menschen hat, und je nach Erfahrung und Temperament pflegen die Bürger darüber zu schimpfen oder zu spotten. Das war zu allen Zeiten so und ist auch bei uns in Westeuropa nur gradweise anders. Unsere Büroapparate hatten eben hundert

Jahre Zeit, um sich zu entwickeln, und darum ist es nichts weiter als recht, daß sie in normalen Zeiten leidlich gut funktionieren. Wenn aber einmal ein Krieg ausbricht, und sie vor neue Aufgaben gestellt werden, dann verlangen sie eine außerordentliche Milde in der Beurteilung.

Für die sowjetrussische Verwaltung waren sozusagen alle Aufgaben neu und mußten mit einem völlig frischen Personal bewältigt werden. Die zaristischen Beamten standen den Problemen der Revolution ja feindlich und gänzlich hilflos gegenüber.

Jetzt aber funktioniert wieder eine Bürokratie, macht manches gut und manches auch noch schlecht, und neben ihr gibt es in Moskau ein Heer von mehr oder weniger privaten Büromenschen, die daran mitarbeiten, den riesigen Wirtschaftsbetrieb des Landes in Gang zu bringen oder in Gang zu halten.

Ich mußte einige Broschüren aus einer Bibliothek holen, und war mit dem Beamten vollständig einig geworden. Er verlangte nur noch ein Verzeichnis der ausgeliehenen Drucksachen und meine Unterschrift dazu. Da es sich nur um acht Titel handelte, so waren wir schon beinahe am Ziel.

Er drückte auf den Knopf eines elektrischen Läutewerkes, weil bei der Glocke im andern Zimmer eine Stenotypistin sitzen sollte. Hätte sie das getan, so wäre sie rasch gekommen, hätte die Titel fabelhaft schnell getippt und ich hätte mit meinem Tempo unterzeichnet. Sie war aber nicht dort. Der Bürolist drückte länger und heftiger auf den Knopf, und trotzdem erschien niemand. Hierauf entfaltete er eine solche Kraft, daß ich für den Apparat besorgt wurde, aber auch das war umsonst. Der Funk=

tionär läutete so lange, daß ich unterdessen alle acht Titel auf ein Papier schreiben und meine Unterschrift hinzufügen konnte. Dann schieden wir in Freundschaft, und ich sah noch, wie er weiterhin den Knopf bearbeitete.

Es ist begreiflich, daß Rußland sich im Großen, wie im Kleinen elektrifiziert, denn die Arbeit kann dadurch sehr viel produktiver gestaltet werden, sobald jedes Bürofräulein an dem ihm zugewiesenen Platze sitzt.

„Aber", sagte mein freundlicher Begleiter, „das kannst du doch vom russischen Volk nicht verlangen".

Ich machte den Einwand, daß man dann auch nicht endlos auf den gleichen Knopf drücken soll, und damit war er einverstanden. Und um ihn ganz zu befriedigen, gestand ich ihm auch noch, daß der betreffende Beamte nicht vom Staat angestellt und übrigens gar kein Russe, sondern ein Ungar sei. Und da rief er in aufrichtigem Enthusiasmus:

„Dann hat er sich aber bewundernswert rasch an unsern Nationalcharakter assimiliert!"

Gern hätte ich ihm noch auseinandergesetz, daß hier keine nationale Eigentümlichkeit im Spiele sei, sondern, daß diese Menschen sich noch nicht ganz an die moderne Technik gewöhnt hätten. Aber da man einen schönen Enthusiasmus in seinem natürlichen Ablauf nicht stören soll, so schwieg ich, und mein Freund brachte mich zum historischen Museum, wo ich russische Heiligenbilder ansehen wollte, für die ich eine besondere Liebhaberei besitze. Die bolschewistische Regierung teilt diese Neigung offenbar nicht, denn es hieß, daß gerade dieser Teil der Sammlung geschlossen sei, und man nicht sagen könne, wann er wieder geöffnet werde. Meine Enttäuschung muß

sichtbar gewesen sein, denn mein freundlicher Führer flüsterte mir dienstbeflissen zu:

„Das macht gar nichts. Zeig dein Papier. Du hast doch ein Papier."

Nun besaß ich wirklich einen guten Empfehlungsbrief, und kaum hatte ich ihn vorgewiesen, so rannte jemand fort, um jemand anders zu holen. Der andere schrieb sofort ein zweites Papier und gab mir einen Mann mit, der mich um die Ecke bis zu einer zweiten Türe und dort in ein großes Büro führte, wo das neue Dokument gründlich gestempelt wurde. Die eine Hälfte kam in ein Archiv und mit der andern durfte ich in ein weiteres Büro, wo man mich einem sehr zuvorkommenden Fräulein übergab. Sie führte mich über mehrere Treppen und durch sechs Säle zu den großartig ernsten Heiligen, und dort nahm sie mir die zweite Hälfte des gestempelten Dokumentes ab und schickte damit jemanden fort, und ich wußte lange nicht, warum. Aber dann kam eine Kunstkennerin, deren Gelehrsamkeit ich aufrichtig bewundere und für deren kluge Unterweisung ich voller Dankbarkeit bin. Sie erteilte mir einen ganzen Kurs in russischer Kunstgeschichte vom 8. Jahrhundert an. Und die strengen Heiligen und die Mütter Gottes blickten dazu mit ihren großen, durchdringenden Augen bis in meine Eingeweide, als ob sie dort die sündige Seele suchen wollten. Und erst die vom 16. Jahrhundert an zeigten sich weltlicher und weniger streng und leiteten gegen die bürgerliche Frivolität hin, die schließlich mit dem Heiligenbild einen ganz gewöhnlichen Handel treibt und bolschewistisch abgeschafft werden muß.

So weit hat mir meine Lehrerin die Dinge nicht mehr erklärt. Mir schien, sie wäre etwa bei Ke=

renski stehen geblieben, wenn sie überhaupt politisch geredet hätte. Und darum tönte ihre Stimme manchmal so melancholisch und es klang wie ein Vorwurf gegen die heutigen Menschen, daß sie für diese herrlichen Kunstwerke nicht genug Interesse und für die Museumsangestellten nicht genug Gelder hätten. Und als Intellektueller, den man nicht notwendig zum wirtschaftlichen Aufbau braucht, ist man heute in Moskau wirklich schlecht bezahlt.

„Ja", philosophierte mein Freund, als ich ihn später darüber befragte, „der Bilderluxus ist gewiß eine schöne Sache, und wenn diese Kunstwerke aus dem russischen Volk gekommen sind, so sind sie selbstverständlich gewaltig, weil die russische Volksseele immer großartig bleibt. Aber du, wie hättest denn nun du das alles erkennen können, wenn unsere Bürokraten nicht einen so großen Respekt vor gestempeltem Papier im Herzen hätten. Und dabei sind diese Angestellten meistens noch nicht einmal Kommunisten."

## Arbeitslöhne.

Wer lebt glücklich in Moskau?

Nein, auf diese Frage ist die Antwort zu umständlich, und Glück ist eine zu absonderliche Angelegenheit, als daß sie hier untersucht werden könnte. Manchmal braucht so ein Menschenkind nur gehörig verliebt zu sein, und schon glaubt es, die Dinge seien alle in bester Ordnung. Und wieder ein anderer denkt sich in seinem stockbürgerlichen Gemüt, daß man ohne ein reichliches Privatvermögen nicht einmal verliebt sein könne. Ja, wie soll so einer in Sowjetrußland glücklich werden? Und wieder einer

behauptet aus seiner revolutionären Kampfbereitschaft heraus, solche fast individuellen Erlebnisse seien überhaupt bedeutungslos.

Reden wir also lieber nicht vom Glück, sondern vom Geld, das ein faßbarerer Begriff ist. Irgendeine Beziehung hat es in unseren kapitalistischen Ländern ja doch zum menschlichen Wohlergehen, und in Sowjetrußland auch. Nur kann man dort nicht mehr gut zu einem großen Privatvermögen kommen, und wenn so ein Nepmensch doch noch eins besitzt, so wird er seiner nicht recht froh, weil niemand einen ordentlichen, westeuropäischen Respekt davor zeigt.

Auf alle Fälle, die organisierten Arbeiter, welche die privilegierte Klasse bilden, besitzen keins. Jedenfalls nicht so viel, wie der schweizerische Arbeiter im Durchschnitt auf sein Sparheft in der Bank liegen hat.

Die russischen Arbeiterlöhne sind nach unsern Begriffen selbst für die bestbezahlten Kategorien nicht sehr hoch, und für die untersten Kategorien liegen sie sehr weit unten.

Ein Metallarbeiter, der in der Nähe Moskaus beschäftigt ist, erzählte, daß es in seinem Beruf zur Zeit zehn verschiedene Lohnkategorien gebe, je nach der Qualifikation des Arbeiters. Der Schlechtestgestellte erhält monatlich 40 Rubel, was ungefähr 100 Franken entspricht, der Bestgestellte bringt es auf 225 Rubel, also ungefähr 580 Franken. Nun gibt es allerdings noch Spezialisten, die über diese Grenze weit hinaus gelangen und die unter Umständen fast willkürlich hohe Forderungen bewilligt erhalten. So ein „Spez", wie der Sowjetjargon ihn nennt, ist freilich meistens kein eigentlicher Arbeiter

mehr, sondern etwa ein Techniker oder Ingenieur oder sonst ein Mensch, der nur in wenigen Exemplaren vorhanden ist, und den man nun einmal zum wirtschaftlichen Aufbau notwendig braucht.

Aber wenn er Forderungen stellt, die über jene 225 oder in andern Fällen über 250 Rubel im Monat hinausgehen, dann ist er kein Mitglied der Kommunistischen Partei und kann es nicht werden.

Für Parteimitglieder ist ein Maximum des Bareinkommens festgesetzt, das sie für eine Anstellung beim Staat oder in einer Fabrik beziehen können, und dieses Parteimaximum beträgt 250 Rubel. Es gibt wohl Möglichkeiten, wie man durch Nebenarbeiten, zum Beispiel durch Schriftstellerei diese Summe noch bedeutend erhöhen kann, aber von solchen Nebeneinnahmen muß doch auch ein beträchtlicher Prozentsatz an die Partei abgeliefert werden.

Das Parteimaximum oder „Partmax" gilt also nicht nur für den Arbeiter in der Fabrik, es gilt ebenso für Parteiangestellte und Staatsfunktionäre bis in die höchsten Aemter hinauf. Leute in höhern Stellungen erhalten wohl dazu noch alle möglichen Vergünstigungen, wie freie Wohnung, Büroräume, Hilfskräfte, Automobil und Chauffeur usw. und sie können auf diese Weise nicht nur ihre Arbeit erfolgreicher, sondern auch ihr Leben angenehmer gestalten. Aber sich bereichern und etwa ihren Nachkommen ein müßiges Leben durch eine große Erbschaft ermöglichen, das können sie nicht, wenn sie Parteimitglieder sind.

Und darin liegt eine der größten Garantien für die moralische Kraft der Partei, daß ihre Mitglieder prinzipiell auf das für den Bourgeois höchste Ziel

des privaten Vermögenserwerbs verzichten. Natürlich bringt die Parteimitgliedschaft dafür andere Vorteile mit sich, wie die Möglichkeit eines sozialen Aufstieges, der sich nicht in Geld auswertet, sowie die Möglichkeit einer bessern Schulung der Kinder, wohl auch einer gewissen Sicherstellung bei Schicksalsschlägen usw. Aber das sind doch nicht die wichtigsten treibenden Kräfte, die der Partei immer wieder eine große Zahl von vortrefflichen Menschen zuführen. Entscheidend ist für die meisten doch immer der Wille, an einer großen Arbeit, die dem russischen Volke und schließlich der ganzen Menschheit dienen soll, mitzuwirken.

Selbstverständlich haben auch in diesen Parteiorganismus und in die große Staatsverwaltung sich Menschen eingedrängt, die der Korruption und Bestechlichkeit zugänglich waren, und die mit ihrer Stellung Mißbrauch trieben. Es ist das Schicksal jeder Partei, die zur Macht gelangt, daß sie für alle Streber eine große Anziehungskraft gewinnt. Und der Reinigungsprozeß erfordert dann Zeit und Rücksichtslosigkeit. Aber die Bolschewiki verfügen über beides.

Also der privilegierte, organisierte Arbeiter erhält auch im besten Fall ein mäßig hohes Einkommen, das dann freilich beträchtlich höher ist, als etwa der Gehalt eines staatlich angestellten Arztes oder Lehrers. Der Arbeiter hat dazu noch wesentliche Vergünstigungen, die ihn besser stellen, als die Lohnhöhe es erscheinen läßt. So erhalten die untersten Arbeiterkategorien zum Beispiel noch Kleider. Alle Arbeiter sind gegen Unfall und Krankheit versichert, haben Anspruch auf bezahlte Ferien, können in dieser Zeit billig im Lande reisen und finden zu mäßi-

gen Preisen Aufnahme in den schönen Arbeiterheimen, für die man die Luxusbauten der frühern Reichen vielfach benutzt.

Die Betriebe haben auch ihre eigenen Aerzte und vielfach eigene Spitäler für ihre Arbeiter und deren Angehörige. Freilich wird auch in dieser Beziehung noch vieles neu geschaffen und vervollkommnet werden müssen. Sowjetrußland steht in den ersten Jahren des Neuaufbaues. Aber charakteristisch ist wieder die Einstellung, die man in der Uebergangszeit bei den ungenügenden Hilfsmitteln einnimmt.

Ein Beispiel: Ein Partmaxarbeiter erzählte, daß sein Kind in der letzten Zeit kränklich gewesen sei, und bei der Untersuchung habe der Arzt den Verdacht auf Tuberkulose ausgesprochen. Am besten, meinte er, wäre es wohl, wenn man die Kleine zur Beobachtung in ein Krankenhaus aufnehmen könnte. Der Arbeiter war damit einverstanden, aber bei dem wenigen Platz im Fabrikspital war die Sache nicht so leicht zu machen. Eine Kommission aus drei Aerzten mußte über die Aufnahme entscheiden. Sie sah sich das Kind, die Wohnung und die Familie an und erklärte hierauf: Der Spitalaufenthalt wäre wohl gut, aber nicht gerade dringend. Der Vater hat ein hohes Einkommen, seine Wohnung gehört zu den besten im ganzen Fabrikrayon, und die Mutter, die nicht genötigt ist, in die Fabrik zu gehen, besorgt einen kleinen Haushalt und kann den ganzen Tag nach dem Kinde sehen. Das alles bedingt so günstige Lebensbedingungen für das Kind, daß wir die Spitalaufnahme aus sozialen Gründen ablehnen. Wir brauchen den vorhandenen Platz für Kinder, deren Aufnahme dringender ist. Ihr Kind kann zu Hause beobachtet und gepflegt werden.

„Ich begreife das", sagte der Arbeiter. „Die Entscheidung war richtig. Aber in den nächsten Jahren muß ein größeres Spital gebaut werden".

Die Arbeitszeit beträgt in den Fabriken durchgängig 8 Stunden, in den Bergwerken 6 Stunden. Die Intensität der Arbeit, meinte ein Metallarbeiter, der in Westeuropa gearbeitet hat, stehe nicht mehr viel zurück hinter der der kapitalistischen Länder. Es gibt auch schon neu eingerichtete Betriebe, in denen am laufenden Band gearbeitet wird. Einige unserer Genossen haben eine Zuckerwarenfabrik besucht, die so organisiert war.

Allgemein erklären die Arbeiter, daß ihr Leben unendlich viel besser sei als vor dem Krieg und der Revolution, und daß vor allem das Verhältnis im Betrieb zu den Vorgesetzten viel freier sei. Der Arbeiter wisse auch, warum er arbeite und könne Einblick in den gesamten Betrieb erhalten. Jedes Jahr müsse der Arbeitsplan der Arbeiterschaft vorgelegt werden, und ebenso erhalte sie Kenntnis vom Jahresergebnis, und könne sich dazu aussprechen. Auch habe sie durch die Wandzeitung immer die Möglichkeit, all das zur Sprache zu bringen, was sie nicht befriedige, und werde dabei gehört.

Und auf die Frage, ob die Arbeiter denn auch politisch offen kritisieren dürfen, meinte jener Metallarbeiter: „Ich zum Beispiel gehörte bei den Auseinandersetzungen der Mehrheit mit der Opposition von Trotzky und Sinowjew zur Minderheit, und in unserer Fabrikversammlung gab es eine ziemliche Anzahl von Arbeitern, die sich in gleichem Sinne und sehr entschieden aussprachen. Aber jetzt, nachdem einmal durch die Partei in der Frage Stellung bezogen worden ist, werden wir schweigen. Das ist

russische Disziplin, die die lange Kampfzeit zur Notwendigkeit gemacht, und ich werde mich wohl hüten, dagegen zu verstoßen. Es könnte mir recht unangenehm werden. Und für die Partei ist die harte Zeit des Kampfes immer noch nicht vorbei. Wir wissen, daß die Disziplin notwendig ist. Deswegen möchte ich wahrhaftig nicht wieder nach Westeuropa zurück. Dort konnte ich vielleicht etwas mehr reden und etwas mehr verdienen als hier. Aber im russischen Leben fühlt sich der Arbeiter jetzt viel freier, und dieses Leben hat für ihn eine ganz eigenartige Größe, weil er sich immer sagen kann, jeder Schritt in der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes bedeutet auch einen Aufstieg gerade der Menschen, die früher als unterste Klasse in Not und in Schmutz leben mußte. Und jetzt glauben wir an eine große Zukunft."

## Museen.

Nichts gibt es in der großen Stadt Moskau, das nicht irgendwie von der Revolution berührt und umgeformt worden wäre. Es ist nicht nur eine Aeußerlichkeit, daß jetzt die rote Fahne über dem Kreml flattert, und daß vom Kremlturm die Zeit mit der Melodie der Internationale verkündet wird, seit das alte Glockenspiel umgestellt worden ist. Die Revolution ist überall eingedrungen und hat alle alten Institutionen bis auf den Grund aufgewühlt.

Sie hat auch die Volksmassen in ihrem Innern umgestaltet, und Interessen geweckt, die man für unmöglich gehalten hatte.

Die Museen sind in Moskau volkstümlich geworden und erhalten an Sonn- und Feiertagen

einen ungeheuer starken Besuch. Man gibt sich aber auch alle Mühe, sie mit dem Leben des Volkes, und das bedeutet heute auch mit der Revolution, in Zusammenhang zu bringen.

Daß ein ganz neues, großes Revolutionsmuseum geschaffen worden ist, wurde schon erwähnt. Daß es zu den besuchtesten Sammlungen der Stadt gehört, ist selbstverständlich. Sein Stimmungsgehalt und seine erzieherische Kraft auf die heranwachsende Generation sind gewaltig, weil aus den Menschen, deren Taten und Ideen dort verkündet werden, ein so großer Ernst und eine so unbedingte Hingebung ans revolutionäre Werk spricht. Daneben ist noch ein besonderes Leninmuseum zusammengestellt worden, das die Verehrung der Arbeitermassen für den großen Führer in ergreifender Weise zum Ausdruck bringt.

Aber auch nichtbolschewistische Gegner der bürgerlichen Welt haben ihre Städten der Verehrung erhalten. Dem Anarchisten Krapotkin ist ein Museum errichtet worden und der große Künstler und soziale Prediger Tolstoi hat sein eigenes Haus, in dem seine Freunde und Verehrer die Erinnerung an sein Leben mit gläubiger Liebe pflegen. Auch Krapotkin und Tolstoi gehören zur Geschichte des bürgerlichen Zusammenbruchs in Rußland.

Es sind aber nicht nur derartig modernste Museen ganz neu errichtet worden, sondern es haben auch alte Institute mit der neuen Zeit einen modernen und volkstümlichen Charakter erhalten.

Im Vorbeigehen sei kurz erwähnt, daß die alten Kremlkirchen, die jetzt auch Museumsbedeutung haben, ein ganz neues Aussehen gewinnen, weil die vielen Bilder, die sie enthalten, gereinigt werden.

Man entfernt die mehrfachen Firnisschichten, die im Laufe der Zeit nachgedunkelt sind und die Bilder fast schwarz gemacht haben. Jetzt erhalten sie wieder ihre ursprüngliche, großartige Farbenpracht.

Das große Kremlmuseum ist unverändert und enthält immer noch die vielen Geschenke, die die westeuropäischen Fürsten den Zaren geschickt haben, sowie die Arbeiten russischer Handwerkerkunst. Daß all dieser Prunk privates Eigentum der Romanows war, während die Massen ihres Volkes hungerten, wirkt immer noch aufreizend.

Gründlich umgestaltet wird das große historische Museum am roten Platz, das gewissermaßen eine Begründung der Revolution wird und gerade dadurch einen ganz neuen Ausdruck historischer Wahrheit erhält. Uns wurden Säle des 18. Jahrhunderts erklärt, die die neuen Prinzipien der Aufstellung in schönster Weise zur Geltung bringen.

Da sieht man in Oel gemalt irgendeinen Großgrundbesitzer und Manufakturunternehmer in roter Staatsuniform mit all seinen Orden, und man sieht dazu ein Schloß, seine Ställe, seine Wagen, seine Fabrik und den ganzen häuslichen Prunk, den er sich leistete. Derartiges stellen auch unsere westeuropäischen historischen Museen gewissermaßen als die Höchstleistungen einer Zeitepoche aus.

Aber der russische moderne Museumsdirektor fragt dann weiter, woher die Reichtümer und Kunstwerke dieser Menschen gekommen sind, und zeigt in den gegenüberliegenden Schränken, was der Mann alles aus dem Ausland gekauft, und woher er das Geld für seine Käufe gewonnen hat, zeigt, wie die für ihn arbeitenden Bauern und Arbeiter geschunden wurden, zeigt, wie es in ihren Hütten ausgesehen

hat, was für Geräte hier in armseligster Weise in Gebrauch waren, zeigt die Knute, mit der Unbotmäßige zur Arbeit getrieben wurden, zeigt die Diener und die Soldaten, die die Unglücklichen fast oder ganz zu Tode prügeln mußten. Und so beginnt die Vergangenheit für den betrachtenden Arbeiter und Bauern zu leben, zeigt sich in allen ihren Auswirkungen und nicht nur als eine kunstgewerbliche Angelegenheit. Und der einfache Besucher des historischen Museums ist so leidenschaftlich ergriffen, daß er sich aufs lebhafteste an den verjagten Adel und die expropriierte Bourgeoisie erinnert. Und wenn er das Museum verläßt, dann lächelt er grimmig und denkt: „Die sollen nur wieder kommen!, diese Weißen!“ Und er hat wirklich etwas Geschichte und Kulturgeschichte gelernt.

Und dann die Tretjakowskaja, diese große Sammlung russischer Malerei aus dem 19. und 20. Jahrhundert! Sie gibt das ganze Bild russisch-bürgerlicher Kultur aus jener Zeit. Und man hat sie in ihrem Reichtum wohl ziemlich so belassen, wie sie vor dem Kriege war. Sie wimmelt von Besuchern, die sich alles, alles ansehen wollten. Immer kommen Gruppen von Menschen an, die unter einer Führung stehen. Da sind Kinder aus einer Schule, da sind Arbeiterklubs, da sind Menschen von einem Dorf, da stehen 20 Rotarmisten, die auf die Erklärungen einer Frau hören. Und plötzlich fragt einer, weil ihm an einem Bild etwas Besonderes aufgefallen ist, und sie hält ihm einen Extravortrag und ist ganz glücklich, daß sie eine Frage beantworten kann und betont immer wieder: „Aber bitte fragen Sie, wenn Sie etwas nicht verstehen,“ und die Hörer wollen Dinge wissen, die meistens gar nichts

mit Kunst und Kunstgeschichte zu tun haben, denn es geht hier um alle Werte menschlicher Entwicklung und die Bilder erzählen so ungeheuer viele Ereignisse aus der ganzen, reichen Geschichte des russischen Volkes. Und in Moskau gibt es so viele alte und junge Menschen, die alles, aber ganz alles verstehen möchten, seit sie angefangen haben, sich um mehr als ihren Hunger zu interessieren, und es gibt auch so viele Menschen, die bereit sind, alles zu erklären. Darum wird in dieser Tretjakowskaja so viel geredet, mit jenem ganz spezifisch russischen Eifer, der nach sechs Stunden Rede noch gar nicht ermüdet ist und immer noch etwas hören und noch etwas sagen möchte.

Und ich hätte alles das verstehen können, wenn meine Freundin Nadjeschda in jenen jungen Jahren darauf bestanden hätte, daß ich russisch lerne. Leider hat sie es nicht getan, und als ich später wieder mit ihr zusammenkam und mehr eigene Energie besaß, da hatte sie schon ein Kindchen geboren, und immer, wenn die Russischlektion beginnen sollte, war es gerade wieder Zeit, daß sie die Windeln wechseln mußte.

Darum begriff ich in der Tretjakowskaja nur das, was man sehen konnte, und schließlich ist das in einer solchen Gemäldesammlung auch schon viel. Um so eher, als es einen neuen Bädeker von Moskau gibt, der auf die Bilder mit sozialen Inhalten besonders aufmerksam macht, denn auch der Bädeker lernt aus einer erfolgreichen Revolution. So findet man denn in diesen Bildern die ganze bürgerliche Opposition gegen den Zaren und gegen die Kirche und sogar schon etwas von den Anfängen der Arbeiterbewegung in künstlerischen Formen.

Freilich, die bolschewistische Revolution ist in den Bildern nirgends zu sehen, weil sie so stark im wirklichen Leben lebt, daß sie die Maler nicht zu interessieren scheint. Erst die Schriftsteller haben Stücke davon in Kunstwerken dargestellt.

In der Tretjakowskaja sind auch allerneueste russische Bilder — übrigens sehr gute — ausgestellt, aber sie sind so westeuropäisch modern, daß man glauben könnte, es habe nie eine russische Revolution gegeben und Malerei sei eine reine Angelegenheit der Form. Mir schien, die Bauern, Arbeiter und Rotarmisten interessieren sich für diese Art von Bildern nicht sehr stark. Aber die Direktion der Galerie sammelt und schätzt sie trotzdem, wie ja die bolschewistische Regierung auch die wirklichen kulturellen Werte der westeuropäischen Bourgeoisie mit höchster Achtung behandelt.

So sind in Moskau aus ehemaligem Privatbesitz zwei große Museen westlicher Kunst entstanden, in denen die französischen Maler der Neuzeit mit hervorragenden Werken in überraschend großer Zahl vertreten sind. Wohl in keiner öffentlichen Sammlung der Welt findet man zurzeit eine derartig glänzende Schau der besten Werke von Gauguin, von Matisse, von Picasso und dann wieder außerordentliche Bilder von Cezanne, Renoir, Degas etc.

Auch in diesen Museen fanden Führungen statt, doch mir schien das Interesse weniger stark, als in andern Sammlungen, soweit die Schüler, Arbeiter und Rotarmisten in Frage kamen. Dagegen glaubte ich bei den Westeuropäern mehr als anderswo Intellektuelle alten Schlages zu sehen, und daneben typisch reiche Leute, richtige Damen, die, wenn sie den Mantel ausgezogen hatten, goldenen Schmuck

an Hals, Armen und Händen zeigten. Nep, und jetzt schon blasiert.

## Schule.

Die Vernachlässigung und geradezu die Unterdrückung der Schule war eine der bösesten Sünden des alten Regimes in Rußland. Der Ausbau der Schule ist eine der größten Sorgen der neuen Regierung.

Es fehlt an Schulhäusern, es fehlt an Lehrmitteln, es fehlt an Lehrkräften. Wenn man Geld hätte, so könnte man alles beschaffen, und dann ließe sich die Schule großartig ausgestalten. Man kennt in Sowjetrußland die modernsten Lehrmethoden, man feiert Pestalozzi und man schätzt Montessori. Man liebt die Kinder und man ist bereit, ohne alle traditionellen Vorurteile an neue Aufgaben heranzutreten.

Man hat ja eben eine große Revolution durchgemacht, und das räumt so viel geistigen Moder weg, daß man mit einer prächtigen Freiheit an neue Aufgaben herantritt.

Ich habe eine Schule besucht, die man in einem frühern Stift für reiche Mädchen errichtet hatte. Das Gebäude war also groß und gut.

Es gab hier ein Internat für Kinder, die ganz der Schule übergeben wurden, dann kamen auch solche aus der Umgebung zum täglichen Unterricht Knaben und Mädchen — ich schätzte sie von etwa 8—16 Jahren — machten einen frischen und fröhlichen Eindruck, sahen gesund und gut genährt aus, aber der Verwalter, der uns herumführte, sagte, daß die Kleinen, die unter den Hungerjahren am meisten

gelitten haben, zu 68 Prozent Drüsen zeigen, die auf Tuberkulose verdächtig seien.

Gute Schlafsäle waren sehr einfach gehalten. Auch die Schulzimmer sahen für unsere Begriffe ärmlich aus, verfügten nicht einmal über ordentliche Schulbänke, wie wir sie bei uns in jedem Dorfe finden, sondern waren mit gewöhnlichen Stühlen und tannenen Tischen ausgestattet. Wo nach dem Daltonsystem gearbeitet wird, will man unsere Art der Schulbänke nicht mehr. Es war aber allerhand Anschauungsmaterial vorhanden.

Die Kinder waren aufmerksam und hörten einem ziemlich verhärmten Lehrer zu, der bei der Wandtafel stand. Wie hätte er auch nicht etwas verhärmt aussehen sollen bei seiner Besoldung. „68 Rubel im Monat für Lehrer der ersten Stufe, bei 18 Wochenstunden," erklärte der Verwalter. „Der Gehalt kann bei größerer Stundenzahl und höherer Stufe bis 180 Rubel steigen. Natürlich sollte man höher gehen, und man wird es auch tun, sobald die Mittel erhältlich sind."

Noch einige andere Lehrer lächelten etwas trübselig. Aber nichts derartiges beobachtete man an der Direktrice, denn das war eine sehr energische Frau, die streng und fast etwas feindselig blickte, etwa wie eine ehemalige Bürgerliche, die da irgend welchen ausländischen Sozialisten Auskünfte geben sollte. Vielleicht dachte sie auch nur, daß wir von Pädagogik ja doch nichts verstehen und sie nur belästigen. Sie gab präzise Antworten auf alle Fragen. Ihre Worte waren wie ihre Bewegungen sehr entschieden und ihr schöner Pelzmantel stand ihr ausgezeichnet.

Diese tatkräftige Frau leitet trotz der kleinen Mittel, die ihr zur Verfügung gestellt werden, eine

durchaus moderne und erfolgreiche Arbeitsschule. Es ist in dem Gebäude eine Buchbinderei eingerichtet, in der unter anderm die Hefte für den Unterricht hergestellt werden. Dann gibt es eine Schreinerei, in der von ältern Kindern einfache Möbel für den Schulgebrauch fabriziert werden. Ferner ist da eine Schlosserei, wo man Knaben und Mädchen am Schraubstock treffen konnte. Natürlich ist auch eine Schneiderei vorhanden, in der aber die Knaben fehlen. Es gibt eine Anstaltsküche, die die Schüler unter kundiger Leitung abwechselnd zu besorgen haben. Und all das ist in zweckmäßiger Weise in den Unterricht eingepaßt, denn es müssen von den Schülern selbstverständlich auch die elementaren Kenntnisse wie Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, dann Physik und Chemie erworben werden.

Der ganze Betrieb ist möglichst einfach und auf Selbstbetätigung der Schüler eingerichtet, und ist wohl gerade darum für die Schüler so anregend, daß sie sich in dieser Schule wohl fühlen. Die Disziplin soll keine Schwierigkeiten bereiten, obwohl von Strafmitteln keine zur Anwendung kommen. Fehlbare werden vor die Schülerversammlung gewiesen, wo ihre Vergehen besprochen werden.

Die Schüler erhalten die Möglichkeit, in ihrer Freizeit sich nach Neigung und Begabung zu beschäftigen. So trafen wir einen Knaben, der sich bereits zum Radio-Spezialisten ausgebildet hat und seinen Apparat sehr geschickt handhabte. Einen andern, der Kaninchen pflegt und Tauben züchtet. Andere, die sich für militärische Dinge und für Sport interessieren usw. usw.

Die Schule erinnerte einigermaßen an den Betrieb eines Landerziehungsheims, wie es bei uns

unternehmende Privatpädagogen für die Kinder reicher Leute einrichten. Da sie damit ein Geschäft machen wollen, bleiben bei uns solche Anstalten vorläufig auf kleine Kreise beschränkt und können dabei sehr reich ausgestattet werden. Die russische Schule dagegen ist in ihrer ganzen Ausgestaltung noch einfach proletarisch. Aber sie ist in ihrem ganzen Aufbau so gedacht, daß sie eine wirkliche Vorbereitung für das Leben der Arbeit sein soll. Sie hat darum auch ihre Verbindung mit Fabriken, in die sie Kinder zur eigentlichen Berufslehre schickt und sie führt ihre Zöglinge im Sommer monatelang zur Landarbeit auf Güter. Dann gibt es aber auch Ferien, in denen man von Moskau bis in den Ural oder gar bis in den Kaukasus reist.

So ärmlich uns Westeuropäern eine solche Schule in ihrer Ausstattung auch erscheinen mag, so wird sie doch wohl eine der besten in Moskau und in ganz Rußland sein. Es kommen denn auch immerzu Lehrer aus weiter Umgebung, um sich die Art des Betriebes anzusehen und wenn möglich Anregungen aufs Land hinaus zu tragen. Es wird ja auch noch Dörfer geben, in denen die Schule überhaupt erst eingerichtet werden muß. Rußland ist so groß und seine moderne Entwicklung noch so jung!

Aber die Grundlage, auf der sie sich aufbaut, ist gesund.

In der jetzigen, schwierigen Uebergangszeit müssen freilich alle Mittel ausgenützt werden, um ihre unzulängliche Organisation zu ergänzen. Die Klubs leisten dabei viel. Eine ganz wichtige Aufgabe fällt aber auch der Roten Armee zu, die neben der militärischen Aufgabe eine große kulturelle Leistung übernommen hat. Darüber wird Genosse Trostel, der

eine Kaserne besucht hat, in einem nächsten Abschnitt berichten.

Die ganze Aufgabe der Volksbildung wird freilich auch in Rußland nur mit der obligatorischen Volksschule gelöst werden können, genau so, wie bei uns.

Westeuropa brauchte die allgemeine Volksschule, um die kapitalistische Industrie und die intensive Landwirtschaft entwickeln zu können. Rußland braucht heute die allgemeine Volksschule, um seinen Staatssozialismus auf der Grundlage eines größern Reichtums aufzubauen. Es baut mit Leidenschaft, und wenn es vorerst seine Lehrer noch schlecht bezahlt, so gilt auch bei uns der Landschulmeister während langer Zeit als ziemlicher Hungerleider, und in manchen Gegenden ist er es heute noch.

## Kasernenleben.

W. T. Die Kommandeurschule, die wir eines Abends besuchten, liegt an der nördlichen Peripherie der Stadt, und wir trafen ein, als die militärische Arbeit schon beendet war.

Der rote Kommandeur, der uns führte, nach unsern Begriffen etwa ein Oberst-Brigadier, war ein trefflicher Kenner der schweizerischen Wehrverfassung und wies darauf hin, daß die rote Armee für manche Einrichtungen nach schweizerischem Vorbild gestaltet sei. Um so greller traten die Unterschiede hervor, die sich aus der geistigen Einstellung von Offizieren und Soldaten ergeben.

Der Leiter der Schule war früher Kellner, ist weit in der Welt herumgekommen und hat sich sowohl in den Kämpfen, die zum Oktobersieg führten,

als auch im Bürgerkrieg und in den Partisankämpfen durch seine Tapferkeit derart ausgezeichnet, daß er zweimal den seltenen Orden der Roten Fahne erhielt.

Dieser Kommandeur begleitete uns durch die Kaserne und gab uns jede gewünschte Auskunft.

Wenn irgendwo Wachen oder Ordonnanzen standen, so meldeten sie ihren Wachtbefehl wie bei uns, nur daß an Stelle der Anrede „Herr Oberst“ es hieß „Genosse Kommandeur“. Nach der Befehlsabgabe reichte der Kommandeur dem Soldaten die Hand und sagte: „Ich danke Genosse!“

Unter den Soldaten gab es viele, die deutsch oder französisch sprechen konnten und mit ihrem Schulleiter gemeinsam führten sie uns durch die geräumigen und saubern Schlafräume, und ohne dabei die Haxen zusammenzuschlagen, korrigierten oder ergänzten sie die Ausführungen des Schulleiters.

Und nun sahen wir, wie auch die Freizeit der Soldaten ihrer kulturellen Förderung dient. Es ist aber nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß auch ein großer Teil der Dienstzeit zu diesem Zwecke benutzt wird; so z. B. daß alle Analphabeten, die in die Armee eintreten, zunächst Lesen und Schreiben lernen, bevor sie die militärische Ausbildung erhalten.

Wir besuchten die kommunistische Zelle der Kaserne (vielleicht 40 Kameraden), die gerade das Protokoll des letzten Parteitages der RKP. behandelten. Im großen Lese- und Bibliotheksaal waren viele bei der Lektüre und eine Probe, was die Soldaten lesen, zeigte, daß kein einziger einen Roman oder sonst etwas schöngeistiges las. Ihre Bücher

behandelten: Chemie, Geometrie, politische Fragen; einer lernte deutsch, der andere chinesisch. Eine Gruppe wieder schrieb Briefe für politische Gefangene in Deutschland oder in den Balkanstaaten. Die Kaserne hat die Patenschaft über verschiedene Gefängnisse übernommen.

Im Lesezimmer war auch prächtig ausgerüstet eine Rote Hilfe-Ecke. Ein Gefängnis war aufgebaut und Tabellen und Diagramme gaben Auskunft über den Umfang des weißen Terrors und der Opfer kapitalistischer Klassenjustiz. Natürlich sah man wie in den Fabriken auch hier verschiedene Wandzeitungen, in denen alle möglichen Fragen aus der Kommandeurschule selbst, aber auch aus dem politischen und wirtschaftlichen Leben behandelt wurden. Eine Frage, die anscheinend jetzt bei der vermehrten Kriegsgefahr sehr viel diskutiert wird, ist diejenige, ob auch die Frauen in die Armee eingereiht werden sollen. In einer Wandzeitung wurde die Neuerung bildlich in anregender, kurzer Art abgelehnt.

Rotarmist, 1. Kompagnie;

Rotgardistin, 2. Kompagnie;

Produkt: ein ganz kleiner Rotarmist, Maschinengewehrabteilung.

Es sah sehr komisch aus, wie der Humor und die Satire in den Wandzeitungen überhaupt eine große Rolle spielen.

In der ehemaligen Garnisonskirche ist jetzt ein Klub eingerichtet und es war an jenem Abend ein humoristisch-künstlerischer Abend, an dem die Soldaten ihre eigenen, teils großartigen, Produktionen brachten. Als Hörer waren neben einigen hundert Soldaten deren „Schätze" und viele Fabrikarbeiter

gekommen. Die Verbindung zwischen Soldaten und Arbeitern ist überhaupt eine sehr rege. Nicht nur hat die Kaserne eine Patenschaft über eine Fabrik und ein Dorf, auch Fabriken haben wieder die Patenschaft über eine Kaserne. Dann kommen die Arbeiter und Arbeiterinnen vor allem in der großen geräumigen und mit allen modernsten Turngeräten ausgestatteten Turnhalle der Kaserne zusammen. An jenem Abend war gerade ein Korbballspiel zwischen einer Abteilung Soldaten und einer Mädchenspielgruppe aus einer Fabrik und in einem andern Teil fand ein Fußballspiel zwischen einer Fabrikbelegschaft und Soldaten statt. Die Arbeiter und Arbeiterinnen lernen hier auch schießen, indem kleine Schießstände auf 30—50 Meter eingerichtet sind, wo mit kleinkalibrigen Gewehren unter Anleitung von roten Kommandeuren geschossen wird.

Das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Soldaten ist äußerst kameradschaftlich, ja man merkt im Verkehr fast nicht, welches der Soldat und welches der Bataillons- oder sogar Brigadekommandant ist. Politische Kommissäre gibt es nicht viele, weil bereits viele gute Kommunisten zu Kommandeuren ausgebildet worden sind.

Die Theoriezimmer, deren es in jeder Kaserne eine große Zahl gibt, dienen ganz anderen Zwecken als bei uns und sind deshalb auch entsprechend mit Anschauungsmaterial usw. eingerichtet. Hier wird politische Oekonomie, Chemie, Physik, Geschichte der Revolution usw. gelehrt und fleißig gelernt.

Ein größerer Teil der Kommandeurschüler und natürlich auch der Soldaten stammt aus der Bauernschaft und kehrt aus der Kaserne wieder

aufs Land zurück. Alle diese Leute werden dann im Dorfe eigentliche Kulturpropagandisten und gleichzeitig die besten Agitatoren für die Diktatur des Proletariats, der sie ihre geistige Entwicklung verdanken.

Die Disziplin in der Kaserne war mustergültig. Ganz selten kommen Strafen vor. Es ist aber charakteristisch für die bolschewistische Einstellung, daß mit dem höhern Grad für das gleiche Vergehen eine schärfere Strafe ausgesprochen wird.

Das Essen ist reichlich und gut und gleich für Soldaten und Chargierte. Höchstens kann es vorkommen, daß die Soldaten eine Zulage erhalten, während die Kommandeure sie sich von ihrem höhern Solde kaufen müssen.

## Gefängnisse.

W. T. Drei Gefängnisse haben wir besucht: Butyrki, Sokolniki und das erste Moskauer Frauengefängnis. Der Eindruck ist so ganz anders als in unsern Gefängnissen, daß man sich beinahe in einer Fabrik glaubt, in der es zudem noch weniger gefängnismäßig zugeht als in mancher westeuropäischen wirklichen Fabrik. Die russischen Gefängnisse tragen jetzt den Namen Arbeits-Besserungsanstalten und der ganze Strafvollzug trägt nicht mehr den Charakter einer Vergeltung oder Sühne für eine Schuld. Er soll möglichst in der Richtung wirken, daß weitere Gesetzesübertretungen verhindert und die Menschen zum Gemeinschaftsleben erzogen werden. Jede Absicht der Peinigung und überflüssigen Leidens wird vermieden.

Die Delikte, für die das heutige Rußland straft,

sind nur zum Teil die gleichen, wie in den bürgerlichen Staaten. Schwer bestraft wird Korruption (Unterschlagung, Annahme und Hingabe von Bestechungsgeldern), Preistreiberei und Wucher.

Bestraft wird auch die Ueberschreitung der Arbeitszeit und Verletzung gewerkschaftlicher Verträge durch die Unternehmer. Nicht bestraft wird dagegen die Abtreibung der Leibesfrucht durch die Schwangere selbst oder durch einen diplomierten Arzt. Wird dagegen eine solche Operation durch einen Nichtmediziner vorgenommen, so kann Gefängnisstrafe bis auf ein Jahr ausgesprochen werden. Bei allen Verbrechen werden die sozialen Ursachen bei der Bemessung der Strafe in weitgehendem Maße berücksichtigt. In den besuchten Gefängnissen waren fast nur kriminelle, ganz wenig politische Sträflinge (Spione, frühere, arbeiterfeindliche Beamte).

Die Gefangenen arbeiten fast alle, trotzdem kein Arbeitszwang besteht. Sie arbeiten aber gerne, erstens weil zwei Arbeitstage drei Straftage sind und zweitens weil sie für ihre Arbeit bezahlt werden. Die Arbeitsbedingungen sind durch die Gewerkschaften festgelegt. Den Lohn erhalten sie in Form von Anweisungen, worüber sie in der Anfangsstufe zu einem Drittel, in der mittlern Stufe zu zwei Dritteln und in der Oberstufe zu drei Vierteln völlig frei verfügen können. Es gibt so viele Gefangene, die aus ihrem Verdienste ihre Familie erhalten. Es werden keine Gefängniskleidungen getragen, jeder kleidet sich nach seinem Willen. Die Gefangenen sind in Räumen von 10 bis 16 Betten untergebracht. Zwischen Gefangenen und Vorgesetzten ist ein fast kameradschaftlicher Verkehr. Ein alter zaristischer Gendarmerieoberst, der wegen arbeiterfeind-

licher Handlungen zur Höchststrafe von zehn Jahren verurteilt war, meinte auf die Frage, wie es ihm im Gefängnis gefalle: „Ja, was gibt es da zu sagen, ich habe mein Essen und meinen Verdienst, von dem ich noch meine Frau erhalten kann und zum Direktor darf man sogar Genosse sagen.“

Wenn immer möglich werden die Leute auf ihren Berufen beschäftigt. Haben sie keinen solchen, so können sie einen erlernen. Es gibt in diesen Anstalten Schuhfabrik, Schreinerei, Färberei, Spinnerei, Schneiderei, Schlosserei, Schmiedewerkstatt usw. Die Frauen kommen abwechslungsweise in die Schneiderei, Wäscherei, Glätterei und lernen so alle Kenntnisse dieser Frauenberufe.

Alle Gefangenen haben uneingeschränkte Rauch-, Lese- und Schreiberlaubnis, völlige Sprechfreiheit während der Arbeit und in der Freizeit. Je nach der Stufe, der sie angehören, können sie einmal in zwei Wochen, wöchentlich oder zweimal wöchentlich ihre Angehörigen empfangen und von diesen Gaben entgegennehmen. Essen wird wenig gebracht, da es im allgemeinen gut und reichhaltig ist. Die Gefangenen wählen wöchentlich eine Kommission, die mit der Verwaltung zusammen das Essen bestimmt und Ration, Herstellung und Qualität kontrolliert. Im übrigen können die Gefangenen in der Kantine, die einem guteingerichteten Konsumverein gleicht, alle Waren (Eßwaren, Getränke, Kleider, Schuhe, Seifen usw.) mit Ausnahme von Alkohol, kaufen. Je vier Gefangene zusammen erhalten unentgeltlich eine Tageszeitung.

Wöchentlich finden zwei Kinovorstellungen statt, in den Zellen und in besondern Klubs sind Radio mit Lautsprechern eingerichtet, es gibt Schulzimmer,

Bibliotheken, einen großen Klubraum für Theatervorstellungen und Konzerte. In Sokolniki gab es zur Zeit unseres Besuches ein Orchester von 40 bis 50 Mann. Im Frauengefängnis gibt es Sektionen für Leibesübungen, Dramaturgie, Gesang usw. Die Gefangenen haben auch ihre Wandzeitung, es gibt Mopr-Ecken und in Sokolniki auch eine Lenin-Ecke, die mit ganz besonderer Liebe ausgestattet ist.

Die Gefangenen erhalten jährlich Urlaub. Interessanterweise kehren über 90 Prozent jeweilen wieder zurück. Bauern erhalten sogar bis zu drei Monaten Urlaub, um in der wichtigsten Zeit ihre Arbeiten verrichten zu können.

Da der Betrieb der Gefängnisse durchaus kommerziell ist, werfen sie noch Reingewinne ab. Ein bestimmter Prozentsatz davon wird für die Entlassenenfürsorge verwendet, das heißt es werden Betriebe eingerichtet, wo die Entlassenen Arbeit finden und von dort aus dann wieder ins Leben hinaustreten. Die Entlassenen erhalten auch materielle Hilfe, Wohnung und Nahrung zu Vorzugsbedingungen, oder Möglichkeiten, den im Gefängnis teilweise gelernten Beruf zu vervollkommnen und sich weiter zu bilden.

So haben wir in Moskau den modernsten Strafvollzug angetroffen, den es überhaupt gibt. Die Gefängnisgebäude sind zwar noch alt und verbesserungsbedürftig, aber die Art des Strafvollzuges macht aus ihnen wirkliche Erziehungsanstalten.

## Nachtsanatorium.

Der Dichter Serafimowitsch erzählt in seinem schönen Buch vom eisernen Strom, wie der weiße

General Pokrowsky in einer Nacht vor den anstürmenden Roten fliehen mußte. Er sprang, so wie er war, im Hemd, ohne Unterhose, auf ein ungesatteltes Pferd und sprengte davon.

Ein Kavallerist der Roten, der das hörte, fragte finster:

„Warum denn ohne Hosen? War er denn in der Badestube?"

„Er hat geschlafen."

„Das macht doch nichts, daß er geschlafen hat. Warum hatte er denn keine Hosen an? Das gibts doch nicht!"

„Die Herren schlafen immer so, — die Doktors sagen, das sei für die Gesundheit gut."

„Diese verfluchten Hunde! Nicht einmal schlafen tun sie wie richtige Menschen."

Er spie aus und entfernte sich.

So erzählt es der Dichter Serafimowitsch.

Und mir erzählte eine Genossin in Moskau, daß das Volk auch in mancher andern Beziehung recht eigentümliche Vorstellungen vom hygienischen Leben besitze. Als sie in ihre jetzige Wohnung einzog, pflegte sie das Zimmer regelmäßig zu lüften, was uns ja nicht gerade als etwas Eigentümliches erscheint. Aber den Moskauern, die in der Gegend wohnten, fiel es auf, daß da die großen Fenster an jedem Tage wenigstens einmal weit aufgesperrt wurden, selbst im Winter. Einige begannen zu vermuten, daß die neue Mieterin geisteskrank sei.

Fast jedes Fenster in Moskau besitzt doch einen kleinen, meistens sehr kleinen Flügel, und in der bitterkalten Winterszeit wird auch der manchmal tagelang nicht aufgemacht. Das mag ja an den

Orten überflüssig sein, wo die Fensterrahmen so schlecht schließen, daß die schneidenden Ostwinde kalt ins geheizte Zimmer blasen. Aber derartige Fensterrahmen sind doch nicht die Regel.

Meine Freundin ist nicht geisteskrank. Und ihre Gewohnheit, das Zimmer gut zu lüften, hatte die eigentümliche Wirkung, daß nach und nach auch andere Hausbewohner nur so aus Neugier versuchen wollten, wie es wohl sei, wenn man hin und wieder ein ganzes Fenster öffne. „Jetzt", sagte sie, wird der Versuch schon an verschiedenen Häusern in der ganzen Nachbarschaft ziemlich häufig gemacht".

Wir kamen darauf zu sprechen, weil ich ein Nachtsanatorium besucht hatte und sie mir auseinandersetzte, was für einen erzieherischen Wert diese Institution für die Arbeiter habe.

So ein Nachtsanatorium oder Prophylaktorium ist ein Institut, in dem Leichtkranke oder schwächliche Arbeiter und Arbeiterinnen behandelt werden, Leute, die ihrer Arbeit nachgehen, die dabei aber der Gefahr ausgesetzt sind, ihre Gesundheit gänzlich zu ruinieren, wenn sie nicht besondere Vorsichtsmaßnahmen treffen. Sie werden daher zum Essen und zum Schlafen ins Sanatorium gewiesen, und lernen dort die Verhaltungsmaßnahmen, die sie mit Rücksicht auf ihren besondern Zustand zu beachten haben. Sie machen auf diese Weise eine zweimonatliche Schule durch.

Das Prophylaktorium, das ich gesehen habe, enthielt drei Abteilungen. Die eine bildete eben das eigentliche Nachtsanatorium, dessen Insassen gleich nach der Fabrikarbeit sich einfinden. Sie bekommen dann ihr Essen und haben nachher eine be-

stimmte Zeit lang zu liegen und zu ruhen. Dann werden die verschiedenen Prozeduren, wie Bäder, Heilgymnastik etc. vorgenommen, und hierauf ist für verschiedenartige Unterhaltung gesorgt. Man geht aber früh zu Bett, steht am Morgen bei Zeiten auf und begibt sich nach dem Frühstück wieder in die Fabrik.

Die zweite Abteilung des Instituts ist die sogenannte diätetische Küche. Hieher kommen Leute, deren Gesundheitszustand eine besondere Nahrung verlangt. Es sind in der Hauptsache Magenkranke, die nicht in der Lage sind, sich zu Hause oder in einer Pension die ihnen zuträglichen Speisen zu verschaffen, oder die noch nicht wissen, was ihnen überhaupt zuträglich ist. Sie kommen nur zum Essen ins Sanatorium, und machen auf diese Weise ihre individuelle Lehre durch.

Die dritte Abteilung ist der Hydrotherapie gewidmet und unterscheidet sich nicht wesentlich von unsern poliklinischen Anstalten ähnlicher Art, außer daß sie sich mit einfacheren Mitteln behelfen muß.

Da kommen nun also die Patientinnen und Patienten während der Woche regelmäßig hin, während sie den Sonntag zu Hause verbringen. Wer ohne Begründung wegbleibt, verliert das Recht zu weiterem Besuch.

Es ist klar, daß ein solches Institut bei den schlechten Wohnungsbedingungen Moskaus und bei den unhygienischen Gewohnheiten einer armen Bevölkerung außerordentlich wohltätig wirkt, und daß es gleichzeitig sozialhygienisch von größter Bedeutung ist. Es verhindert in sehr vielen Fällen den Ausbruch schwerer Krankheiten, die mit Arbeits-

unfähigkeit verbunden wären, und es erreicht dieses Ziel mit verhältnismäßig sehr geringen Kosten. Sie betragen für den Patienten im Monat 40 Rubel und werden von der Gemeinde und vom Betrieb getragen.

Dabei sind freilich die Aerzte, deren das Prophylaktorium drei hat, schlecht bezahlt. Sie erhalten, wenn ich nicht irre, 80 Rubel im Monat, für eine Arbeit, die ihnen wohl noch Zeit zu einer Privatpraxis ließe. Aber es wird ihnen sehr schwer, die nötgen Räume und Instrumente zu erhalten, und zudem läßt sich der Großteil der Bevölkerung in den unentgeltlichen Polikliniken behandeln, so daß eine gute Privatpraxis wohl nur für eine kleine Zahl von Aerzten möglich ist.

Aber der junge Arzt, der uns das Prophylaktorium zeigte, schien von seiner Tätigkeit und Stellung befriedigt zu sein. Später habe ich andere, etwas ältere Aerzte in einer Poliklinik gesehen, die verlegene und mißmutige Gesichter machten, wenn man sich nach ihrer Betätigung und nach ihrem Einkommen befragte. Es war etwas trübseliges an ihnen, ganz ähnlich wie an den oben erwähnten Lehrern, und wenn man mit Bolschewisten darüber sprach, so beeilten sich die meisten, zu erklären, daß in dieser Beziehung bald Besserung geschaffen werden müsse. Die Gehälter seien in der letzten Zeit schon etwas erhöht worden.

„Und im weitern," erklärte mir mein liebenswürdiger Führer, „haben sich eben viele Aerzte in der schlimmsten Kampfzeit der russischen Revolution dem Volke gegenüber schlecht aufgeführt."

Prophylaktorien besitzt Moskau seit zwei Jah-

ren, und sie haben sich so gut bewährt, daß ihre Zahl bereits auf 14 erhöht worden ist, ganz abge=sehen von den vielen Fürsorgestellen für Tuberkulose. Anfänglich sahen die Arbeiter diese Institute mit einigem Mißtrauen an, und wollten sie nicht gerne besuchen. Heute aber ist der Zudrang schon zu groß. Die Patienten werden durch die Fabrikärzte ausgesucht und nach einer weitern Untersuchung durch eine Kommission von drei andern Aerzten eingewie=sen.

Auch sonst bemüht sich Moskau nach Möglich-keit, den Gesundheitszustand zu heben. Mit eigent=licher Begeisterung erzählte mir eine Aerztin von ihrer Tätigkeit an einem Spital, das nur zur Unter=suchung von Berufskrankheiten eingerichtet worden ist.

Und trotzdem man überall sparen muß, macht man Fortschritte auf der ganzen Linie. Semaschko meinte, daß wenigstens in den Städten eine deutliche Abnahme der Tuberkulose zu erkennen sei. Ueber das Land sei eine Angabe zur Zeit nicht möglich. Auch der Alkoholismus scheine sich in den Städten etwas zu vermindern, nachdem er freilich durch die Aufhebung des Alkoholverbots wieder gestiegen sei.

Für hygienische Aufklärung wirken auch alle Ar=beiterklubs durch besondere Abteilungen und mit Hilfe eines reichen und sehr geschickten Plakatmate=rials. Die Kinderpflege wird besser. Die Kinder=sterblichkeit nimmt ab. In Moskau schlafen fast alle Männer ohne Hosen.

## Meyerhold und Chinesen.

Wer etwa glaubt, das Theater Meyerholds sei eben so ein Theater und die Revolution sei die Revolution, und beides habe weiter nichts miteinander zu tun, der irrt sich.

Es gibt andere Theater in Moskau, an denen die Revolution mit Respekt vorbeigegangen ist, und die heute so spielen, wie zu den Zeiten, als der Zarenhof in der großen Loge saß und ein vornehmes Publikum Toiletten und Edelsteine zur Schau zu stellen liebte. Im großen Theater werden Opern und große Ballette mit sorgfältiger Ausstattung nach früherer Art aufgeführt. Sänger und Sängerinnen verfügen über die prächtigen Stimmen, wie ehedem, Tänzerinnen und Tänzer suchen Ihresgleichen auf der ganzen Welt, und das große Orchester spielt mit klassischer Vollendung. All das wirkt großartig auch vor einem weniger eleganten Publikum. Aber es nimmt sich aus wie ein Museumsstück aus der vorherigen Zeit, und man läßt es sich in Moskau viel kosten, um derartige Höchstleistungen einer verflossenen Kulturperiode zu erhalten.

Bei Meyerhold ist es ganz anders, denn dort lebt man immer in der Gegenwart. Für uns war dieser Eindruck besonders stark, weil die Konferenz der Roten Hilfe im Theater eröffnet wurde, und weil nachher das besonders aktuelle Stück „Brülle China“ zur Aufführung kam.

Die Versammlungseröffnung war ein dramatischer Akt für sich. Die russischen Arbeiter sind Meister im Arrangement derartiger Veranstaltungen, sie leben aber auch jeden Augenblick mit einer derart leidenschaftlichen Anteilnahme an jedem Ereignis,

das mit der Politik einige Berührung hat, daß ihnen auch nicht die kleinste Gelegenhet zur politischen Demonstration entgeht.

Das Theater war mit roten Tüchtern und großen Protestschriften gegen den weißen Terror dekoriert, und auf der Bühne, hinter dem Tisch des Präsidiums erhob sich das Riesenplakat einer Kämpferfigur. Davor standen als Ehrenwache während der ganzen Verhandlungen vier Rotgardisten mit aufgepflanztem Bajonett.

Sie konnten unglaublich lange in Achtungstellung stehen. Ich, als ich noch eidgenössischer Füsilier war, hätte lange vorher unter Protest aufgehört. Aber das waren noch andere Zeiten.

Unsere Konferenz wurde mit Begrüßungsreden aus aller Welt eröffnet, und je nach der Stärke des Beifalls konnte man die politische Bedeutung der Länder und ihrer Vertreter ermessen. Den Engländern wurde eine besondere Aufmerksamkeit zu Teil. Einen jubelnden Beifall aber fand der Genosse Marty aus Frankreich. Ihn lieben die Russen, denn er hat jene Meuterer auf der französischen Schwarzmeerflotte angeführt, die sich weigerten, gegen die russischen Revolutionäre zu kämpfen. Es hatt ihn schwere Kerkerjahre gekostet, aber er hat die Hochachtung und die Sympathie des ganzen, kämpfenden Proletariats gewonnen.

Noch leidenschaftlicher als ihn begrüßte der Beifall einen kleinen, zarten, echten Chinesen mit einer Brille und einem freundlichen, ernsten Angesicht. Hier galt der Gruß wieder nicht einer Persönlichkeit, sondern der ganzen chinesischen Revolution, die eben damals in raschem, siegreichem Fortschreiten war. Fast kindlich tönte zuerst die Stimme

des kleinen Vertreters einer mächtigen Bewegung, aber als er auf die Gewaltpolitik der Engländer gegen sein Volk zu sprechen kam, da wurde er plötzlich von einer wilden Leidenschaft ergriffen, seine kleine Faust schmetterte dröhnend auf den Tisch hernieder und wie eine Fanfare ertönte sein englischer Ruf: „Long live the Revolution of the World!" Und da waren die Russen in ihrer Begeisterung kaum mehr zu halten.

Als ihr Beifallssturm sich langsam gelegt hatte, da meldete man gerade, daß Nanking von der revolutionären Armee genommen sei. Und wieder raste ein Sturm durch unser Theater. Und oben auf der Bühne faßten ein Dutzend kräftige Arme den zarten Drachensohn. Unter unermeßlichem Jubel wurde er in die Höhe geworfen, aufgefangen und wieder hochgeworfen. Hoch, immer wieder hoch! Es dauert wohl fünf Minuten, bis so ein russischer Enthusiasmus sich erschöpft.

Etwas bleich, aber lächelnd, schob der gefeierte Vertreter der Revolution nachher seine Brille zurecht, winkte mit der Hand in den Theaterraum, und wieder tönte ihm der stürmische Gruß von dort entgegen.

Dann wurden Geschenke ausgeteilt.

Einzelne Sektionen der Roten Hilfe hatten für andere rote Fahnen hergestellt, um sie als Zeichen der Sympathie zu überreichen. Einzelne Fabriken der russischen Städte hatten für die Märtyrer, die in bestimmten westeuropäischen Gefängnissen sitzen, besondere Gaben vorbereitet. Textilarbeiterinnen brachten etwas selbst gefertigte Wäsche. Sie brachten auch ein schönes, gesticktes Russenhemd, das Lan-

zucki tragen soll, der so schwer in seinem polnischen Kerker leidet. Rotarmisten hatten aus ihrem kargen Sold einige Rubel für Häftlinge gesammelt und so weiter.

Und dann trat ein fremdartiger Mann auf die Bühne. Fast hätte man ihn nach seiner Kleidung für einen Schauspieler halten können. Aber man war ja in Moskau! Er hatte schmale Mongolenaugen und ein kleines, spitziges, graues Bärtchen. Auf dem Kopf trug er ein eng anliegendes, rundes Lederkäppchen, und sein Kleid war lang wie ein jüdischer Kaftan, und grau und mit einem Gürtel zusammengehalten. Etwas abgetragen mochte es sein für unsere Begriffe, aber malerisch und wirklich seltsam.

Der Mann sprach ein paar Sätze, die wahrscheinlich im ganzen Theater nur einer verstehen konnte, und das war ein Dolmetscher, den er mitgebracht hatte, und der die einfachen Worte ins Russische übersetzte. Der Delegierte hatte Turkmenisch gesprochen, und aus Turkmenistan hatte er eine gestickte rote Fahne mitgebracht, die seine Freunde den chinesischen Kämpfern schenken wollten. Da eilte der kleine Chinese wieder herbei, die beiden Fremdlinge gaben einander den Bruderkuß, und die dunkelrote Fahne mit den seltsamen Schriftzeichen wickelte sie völlig ein. Das ganze Theater erbrauste vom Beifall und dröhnend setzte die Musik ein mit der Melodie der Internationale.

Asien! Das unendliche Asien! Die Rückendeckung der russischen Revolution. China, das gährende Riesenreich, der einzige siegreiche Bundesgenosse des russischen Proletariats. Das China der Bauern und

Industriearbeiter, das so bald nachher von den bürgerlichen Generälen verraten werden sollte!

Die Moskauer Arbeiter verfolgten damals mit großen Hoffnungen und einer ungeheuren Spannung die Vorgänge auf den chinesischen Kriegsschauplätzen. Wenn im Lauf eines Tages eine telegraphische Meldung eintraf, wie die vom Falle Schanghais oder der Einnahme Nankings, so konnte man sicher sein, daß am gleichen Abend schon ein mächtiger Zug von Demonstranten mit Fahnen und Inschriften die Twerskaja hinunter zog. Die Arbeiter kamen nach Feierabend von der Fabrik weg, um vor dem Gebäude der Komintern große Reden über die Bedeutung des Ereignisses zu hören.

Es gab auch Demonstrationszüge, die nur aus Chinesen bestanden. Moskau zählt ihrer nach Tausenden. Die Führung hatten dabei Studenten, die an der Sunyatsen-Universität unter dem Rektorate Radeks Nationalökonomie und Kommunismus lernen. Sie haben schwer zu arbeiten, schon wegen der Schwierigkeit der Sprache. Aber wenn man durch die Universität geführt wird, erhält man den Eindruck, daß dort mit großem Ernst und Fleiß gearbeitet wird. In den einfachen Lehrsälen sitzen Chinesen und Chinesinnen aufmerksam vor ihren Lehrern, und in den Studienräumen sieht man sie über die Bücher gebeugt. Und Chinesen können noch stiller lesen als andere Menschen, so, als ob sie dabei fast aus der Welt verschwunden wären, und die kleinen chinesischen Studentinnen sehen sogar noch etwas konzentrierter aus, als die Studenten. Ganz diskret machte uns der Begleiter, der etwas französisch sprach, auf einen jungen Mann aufmerksam,

der der Sohn des Generals Tschang Kai Schek sei, und in einem andern Zimmer wies er auf eine Tochter des Generals Feng hin. Und jemand behauptete damals schon, daß diese Generäle verdächtig seien und die Revolution verraten werden. Aber man wollte es noch nicht laut aussprechen.

Und in diesen Tagen spielte das Meyerholdtheater mit gewaltigem Erfolg sein „Brülle China!".

Es war aber nicht die politische Stimmung der Zeit, die über die Wirkung entschied, sondern die unerhörte Schlagkraft, die sich aus der künstlerischen Gestaltung des Stückes ergab.

Und es braucht niemand zu glauben, daß ich das nicht beurteilen könne, weil ich doch nicht russisch verstehe. Die Genossin Lebedewa hat uns während der Vorstellung so ausgezeichnet übersetzt, daß ich bei ihr noch die schwere Sprache gelernt hätte, wenn die Revolutionärinnen nicht alle schon derart mit wichtiger Arbeit überlastet wären, daß sie keine Zeit für solche Ablenkungen finden können.

Also, ganz China brüllt auf in dem Stück gegen die Vergewaltigung durch europäische Imperialisten und durch Amerikaner. Die Gegensätze der kämpfenden Kräfte sind bis zur Primitivität vereinfacht. Besonders die Imperialisten sind bis auf ein paar wenige, aber entscheidende Charakterzüge reduziert. Sie bestehen fast nur noch aus dem Prinzip des Geschäfts, der gewalttätigen Ausbeutung und, soweit die Frauen in Frage kommen, einer aus Langweile hervorgehenden Sucht nach Sensation und Amusement. Im Gegensatz dazu sind die Chinesen ein

schwer arbeitendes Volk mit menschlichen Tugenden und vor allem einem starken Solidaritätsgefühl. Und es ist gerade diese Menschlichkeit eines gequälten Volkes, die von den Schauspielern Meyerholds mit einer überzeugenden und tief ergreifenden Wirkung zur Darstellung kommt.

Der Inhalt des Stückes ist folgender: Ein Geschäftsyanke gerät bei der Ueberfahrt von einem englischen Dampfer zum Land mit dem Bootführer in Streit, weil er ihm nicht genug bezahlen will. Durch eine ungeschickte Bewegung fällt er ins Wasser und ersäuft elendiglich. Dafür soll der Chinese dem englischen Schiffskapitän büßen. Er soll hingerichtet werden und die Stadt soll ein großes Sühnegeld bezahlen. Der Chinese wird aber von den Hafenarbeitern versteckt, und sie geben ihn nicht heraus. Der Engländer droht mit dem Bombardement der Stadt. Nach langen, unverschämten Verhandlungen will er sich aber damit begnügen, daß zwei Arbeiter auf offenem Platz erwürgt werden und daß die Stadt das Sühnegeld bezahlt. Der schauerliche Akt, zu dem die ganze Damenwelt vom Schiff sich der Unterhaltung halber mit Photographenapparaten einfindet, wird ausgeführt. Er erregt aber die Chinesen derart, daß die Europäer unter dem Schutz der Marinesoldaten vor der drohenden Masse fliehen müssen. Der große Dampfer, der während der ganzen Darstellung den Hintergrund des Bühnenbildes einnimmt, richtet seine zwei riesigen Geschütze gegen die Menge und setzt sich langsam in Bewegung, um aus China wegzufahren. Die Revolution wird zu drohend. Schanghai ist schon gefallen.

Dieses einfache Geschehen ist auf schärfste Kontrastwirkungen gebracht, die schon im Bühnenbild einen schlagenden Ausdruck finden. Den Vordergrund beherrschen die armen, schwer arbeitenden Chinesen. Ein Wasserstreifen trennt sie vom Schiff, das mit wenigen Mitteln den ganzen Charakter europäischer Kolonialtechnik zum Ausdruck bringt. Zwei Stücke Verdeck mit Liegestühlen und Tanzmöglichkeit, ein Mastbaum und Kanonen, und ein paar wenige, blasiert brutale Menschen darauf. Jeder Funke von Menschlichkeit ist in diesen Typen erloschen, während die armen Chinesen in ihrer bedingungslosen Betätigung der Solidarität als Helden erscheinen. Sie losen, wer von ihnen sich für den Kameraden erwürgen lassen soll.

Und wie das dargestellt wird von den Künstlern Meyerholds, das ist eindrücklichste expressionistische Bühnenkunst, und gleichzeitig ist es schärfste politische Tendenz. Das ist bolschewistische Taktik, die ihre ganze Wirkung auf den wesentlichsten Punkt konzentriert. Modernes, politisches Theater.

Als ich den kleinen Chinesen nachher fragte, wie weit denn die Darstellung seiner Landsleute der Wahrheit entspreche, meinte er:

„Jede einzelne Figur ist wahr und kann so in China gefunden werden. Aber so, wie sie hier zusammengestellt sind, bilden sie eine Sammlung von Kuriositäten, wie man ihr in der Wirklichkeit doch nicht begegnet."

„Also gutes Theater", sagte ich, „und im höchsten Grade wirksam".

„Wenn es wirkt, dann ist es sehr gut," lächelte er. „Es muß gegen die Engländer wirken".

Von Beruf war das höfliche Männchen Englisch-lehrer, und der Ueberzeugung nach ein Kommunist.

## Oekonomie.

Einmal mußte abends um 8 Uhr ein neues Programm für die nächsten Stunden improvisiert werden. Einige Ausländer wollten jetzt unbedingt das große Nachtleben der Nepleute kennen lernen, und wir begannen zu beraten.

Vom Theater hatten wir einiges gesehen. Aber das ist nicht die Unterhaltung der Spekulanten.

Variete, schlug jemand vor. Im Hotel Europa soll eines sein. — Du lieber Himmel! Wenn das die Ausschweifungen der Neureichen sind! Ich hatte dort einmal zu Nacht gespeist, nicht schlecht und ziemlich teuer. Aber die Varietedarbietungen waren so mager gewesen, daß ich mit den spärlichen Gästen etwas Mitleid empfunden hatte.

Jemand behauptete, im ersten Stock eines bestimmten Hauses ein richtiges Cafe zu kennen, wo Nep verkehre. Als wir hinkamen, war jener erste Stock aus unbekannten Gründen geschlossen.

Schüchtern schlug ein anderer vor, man solle in die Moskauer Spielhölle gehen. Im Meyerholdtheater sei so etwas eingerichtet und die Stadtbehörde ziehe große Gewinne daraus. Die Gäste werden ganz bedeutend geschröpft. Aber nun wollte wieder niemand genug Geld besitzen, um sich bedeutend schröpfen zu lassen.

Und darauf hin hatte keiner mehr einen neuen Vorschlag, wie man die Moskauer Schlemmer beobachten könnte. Zweifellos waren unter uns nicht

gerade die kompetentesten Führer für ein derartiges Unternehmen. Aber wenn in einer Zweimillionenstadt die Gelegenheiten zum sogenannten Amüsement nicht besser bekannt sind, so können sie für das gesamte Leben der Bevölkerung keine große Bedeutung besitzen.

Wir gerieten schließlich in eines der vielen Kinotheater. Nun stellt Rußland heute gewiß die großartigsten Filme her. Manche haben wir in Westeuropa schon gesehen, darunter die besten, wie den Potemkin und die Mutter. Aber in Moskau laufen nicht nur derartig gute Vorführungen mit starkem revolutionären Gehalt, sondern man sieht daneben genau den gleichen Schund, den man bei uns auch genießen kann. Wir bekamen einen amerikanischen Kitsch zu sehen, über den zu reden sich nicht weiter lohnt. Und das Publikum — das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt — machte den Eindruck von kleineren Geschäfts- und Büroleuten. Man kam sich fast so vor, wie in unserm Kleinbürgerland.

Und darauf hin gab uns ein Freund, der längere Zeit im neuen Moskau gelebt hat, die folgende Belehrung:

„Gehen wir nach Hause, um zu arbeiten. Moskau ist jetzt keine Stadt für Genießer. Wer sich amüsieren will, der braucht nicht hierher zu kommen, weil er in keiner Weise auf seine Rechnung kommt und weil man ihn nicht braucht. Nicht einmal den Komfort, an den er bei euch in Westeuropa gewöhnt ist, kann der Bourgeois hier finden. Das heutige Moskau ist eine großartige Stadt, aber nur für einen Menschen, der einen starken sozialistischen Glauben besitzt. Der sucht dann eben die Dinge

nicht, die Ihr heute Abend sehen wolltet, oder sagen wir, er braucht sie nicht. Er kann ja arbeiten, und das Leben der Stadt gibt, sofern man richtig drinn steht, eine derartige Spannkraft, daß man den ganzen, bürgerlichen Unterhaltungsschwindel nicht mehr erträgt. Aber wenn man in diesem Leben aufgehen will, dann darf man überhaupt kein Privatmensch mehr sein. Und das kann der Bourgeois nicht, und vielleicht kann es nicht einmal mehr der westeuropäische Proletarier. Wer von Euch dieses Moskau richtig begreifen will, der muß einmal den Versuch machen, nicht mehr als Privatmensch zu leben. Und Ihr könnt es doch nicht. Und dann müßte einer aus Westeuropa die russische Sprache kennen, und dann müßte er sich ganz in die neue Organisation des wirtschaftlichen und politischen Aufbaues stellen, und dann müßte es ihm gelingen, hier in der russischen Arbeiterbewegung zu einiger Bedeutung zu kommen. Aber hier ist das ganze Leben der aktiven Bolschewiki derart mit Politik geladen und sie haben eine so reiche Erfahrung und ein so feines politisches Empfinden, daß nur ganz selten einer von den Emigranten sich neben ihnen behaupten kann. Wem das nicht gelingt, der führt hier ein unbefriedigtes Dasein. Darum erzählen die russischen und die westeuropäischen Bourgeois so entsetzliche Dinge, nicht weil Moskau entsetzlich ist, aber weil sie Bourgeois sind, verbohrte, unheilbare und hoffnungslose Bourgeois, die in Westeuropa versimpeln können. Hier in Moskau haben sie nichts zu suchen. Und wir, gehen wir nach Hause, um zu arbeiten. Es ist schade um die Stunde, die wir bei bei diesem einfältigen Film vergeudet haben."

Und damit ging er seiner Wege.

Was er uns sagte, ist wohl alles richtig. Das Moskauer Leben ist als öffentliches Leben groß. Es ist von einer enormen Intensität und von einer riesigen Weite der Horizonte. Aber die momentane wirtschaftliche Armut gestattet es nicht, daß sich daneben noch ein reiches Privatleben entfaltet. Sie hemmt in hohem Maße auch das öffentliche Leben, so großartig zu sein, wie es nach den Wünschen und Plänen seiner Führer gestaltet werden müßte.

Aber das heutige Moskau ist nicht das endgültige Resultat der Revolution. Es ist völlig sinnlos, die große politische Umwälzung nach dem zu beurteilen, was die Stadt heute ist, denn in Moskau wie im ganzen Rußland steht alles in einer raschen Entwicklung und kann nur dann richtig gesehen werden, wenn man den Moment als einen Uebergang, als ein Durchgangsstadium erfaßt.

Freilich lebt schon in diesem Zwischenstadium der Arbeiter besser, als er hier vor der Revolution gelebt hat. Er fühlt sich vor allem in einer ganz neuen, moralischen Welt, die ihm Lebensziele und Selbstbewußtsein gibt. Aber auch er ist noch überall bedrückt und beengt durch die nationale Armut, die durch Krieg und Gegenrevolution bis zum Elend gewachsen war. Er hat aber einen Ausblick in die Zukunft, der ihn alles das ertragen läßt, und er hat überdies die Gewißheit, daß nur die paar wenigen Jahre, in denen Sowjetrußland seine Kräfte für den Aufbau verwenden konnte, weil es keinen Krieg mehr führen mußte, eine rasche Entwicklung gebracht haben.

Aber mit der gleichen Energie, mit der die Revo=

lutionäre in einen Kampf gegen die russische und europäische Bourgeoisie gezogen sind, als er der übrigen Welt eine hoffnungslose Torheit schien, mit der gleichen Energie haben sie die Arbeit der wirtschaftlichen Neuorganisation in die Hand genommen Und es ist eine der überraschendsten und zugleich ermutigendsten Wahrnehmungen, so viele Menschen, die man als kämpfende Revolutionäre gekannt hat, von denen man weiß, wie sie die zerstörende und vernichtende Waffe geführt haben, wieder zu finden in der rastlosen Arbeit für den Aufbau. Es ist die gleiche Energie, die sie heute noch treibt und die jetzt in ganz neuer Richtung gelenkt wird. Es ist eine Energie, die gar manche zur Anstrengung über das Menschenmögliche aufgepeitscht hat. Viele haben sich in den aufreibenden Kämpfen krank gearbeitet. Aber sie stehen doch wieder auf neuen Posten und das neue Rußland wächst.

Der Prozeß geht langsamer als er gehen könnte, wenn Westeuropa und Amerika ihre überflüssigen Kapitalien zur Verfügung stellten. Die Mühe ist größer und die Qual dauert länger, aber die Erfolge zeichnen sich schon heute ganz deutlich im Leben des Volkes. „Sie sollten aufs Land. Sie sollten unsere Bauern sehen, dann erst bekämen sie einen vollen Begriff davon, wie sehr die Revolution den russischen Menschen umgestaltet hat," wurde mir immer wieder gesagt. „Wir haben einen neuen Bauern, der lernt, der arbeitet, der sich satt ißt und der Sowjetrußland verteidigen wird."

Das ist die zuversichtliche Grundstimmung, auf die man in Moskau immer wieder stößt, und die durch die Wirtschaftserfolge begründet ist.

Ein so vorsichtiger Rechner wie Professor Varga, der frühere Nationalökonom der Universität Budapest, macht die folgenden Angaben über die rasche Hebung des russischen Volksvermögens:

„Der Versuch, die Höhe der gegenwärtigen Akkumulation in der Sowjetunion zu bestimmen, stößt auf große Schwierigkeiten. Wir haben e i n sicheres Element: das ist die im Staatsvoranschlag vorgesehene Summe von 2,4 Milliarden Mark für Neuinvestionen: Fabrikbauten, Eisenbahnen, Kanäle, elektr. Station, Arbeiterwohnungen etc. Neben dieser im Staatsbudget ausgewiesenen Akkumulation vollzieht sich aber noch eine Akkumulation der einzelnen staatlichen Wirtschaftsorgane außerhalb des Budgets, eine dem wachsamen Auge der Finanzämter mehr oder minder entzogene innere Akkumulation in den Trusts und den einzelnen Staatsunternehmungen in Form von nicht im Staatsplan vorgesehenen Bauten, Erweiterungen, Vermehrung der Rohstoff- und Warenvorräte usw. Es entspricht dies den stillen Reserven der kapitalistischen Unternehmungen. Es vollzieht sich außerdem eine starke Akkumulation in den 20 Millionen bäuerlichen Einzelwirtschaften in Form der Vermehrung des Viehstandes, der Ausdehnung der bebauten Fläche usw. Endlich eine Akkumulation des privaten Kapitals, deren Höhe sehr schwer abzuschätzen ist: die Schätzungen schwanken zwischen 225 und 800 Millionen Mark. Wenn wir die Akkumulation in den Bauernwirtschaften noch so niedrig, wenn wir sie nur auf 100 Mark ansetzen, so ergibt sich eine bäuerliche Akkumulation von zwei Milliarden Mark, und die Gesamtsumme der Akkumulation kann im

laufenden Wirtschaftsjahr auf rund 6 bis 8 Milliarden Mark geschätzt werden, dürfte also ihrer Größenklasse nach mit der Akkumulation des deutschen Reiches ungefähr gleich sein."

Und weiterhin führt Professor Varga aus:

„Die Ueberwindung des Kapitalmangels wird vor allem durch die rasche Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion gewährleistet. Die landwirtschaftliche Produktion der Sowjetunion ist durch eine verhältnismäßig sehr geringe Neuanlage von Kapital in sehr rascher Weise entwickelbar, da die niedrigen Erträge der Landwirtschaft vor dem Kriege dem außerordentlichen niedrigen Kulturniveau der russischen Bauernschaft geschuldet waren. Durch die seither erfolgte und ständig im Gange befindliche Hebung der russischen Bauernschaft, die Vermehrung ihrer agronomischen Kenntnisse ist es bei der ursprünglichen Fruchtbarkeit des Bodens der Sowjetunion möglich, mit denselben oder nur wenig mehr Kapital beanspruchenden Produktionsmitteln einen weit größeren Ertrag zu erzielen. Dies bedeutet eine rasche Steigerung der für den Export freien Menge an landwirtschaftlichen Produkten, da der Eigenverbrauch der Bauernschaft bei den meisten Produkten seine natürliche Grenze erreicht hat. Die Hebung des landwirtschaftlichen Ertrages ermöglicht eben deshalb ein viel rascheres Steigen des für den Export freien Quantums und gibt so die Möglichkeit, Mittel für die Einfuhr von industriellen Rohstoffen und Ausrüstungen für die Industrie zu beschaffen. Die noch raschere Entwicklung der eigenen industriellen Produktion der Sowjetunion, in Verbindung mit der äußersten Beschränkung des Luxus-

konsums gibt die Gewähr dafür, daß der Kapitalmangel in absehbarer Zeit restlos überwunden sein und alsdann der Zeitpunkt erreicht sein wird, wo die breiten Massen der Bauern und Arbeiter den Nutzen der Aenderung des Gesellschaftssystems in einem über das gegenwärtige weit erhöhten materiellen Wohlstand genießen werden."

Und diese Entwicklung ist nicht nur eine Phantasie, sondern man kann sie in Wirklichkeit heute schon sehen.

## Oblomows Ende.

Es interessierte mich, ob die neuen Russen auch noch etwas von ihrer schönen, klassischen Literatur kennen, und darum fragte ich meinen bewährten Führer einmal:

„Kennst du Oblomow?"

„Was für einen Oblomow?" erwiderte er. „Ist er in der Partei?"

Nein, der Oblomow, den ich meinte, war nie in der Partei, weil er nur in dem großen Roman von Gontscharow lebt. Aber die alten Russen der bürgerlichen Klasse, die zu uns ins Ausland kamen, schwärmten alle für seine echt russische Seele und waren in ihn verliebt. Er besaß ein sanftes Gemüt, und wenn er des morgens aufstehen wollte, so brauchte er einige Stunden, um den Entschluß dazu zu fassen, und wenn er so weit war, erforderte es einige weitere Stunden, bis er ihn ausführte. Als ihn eine energische Jungfrau beinahe heiratete, entzog er sich im letzten Augenblick der Gefahr, und sonst verfloß sein Leben in Frieden und ohne Ge-

schehnisse, weil er als reicher Gutsbesitzerssohn von der Arbeit der Bauern leben konnte.

Die jüngern Russen, deren Gefühle im Krieg und der Revolution gegerbt worden sind, könnten für einen solchen Helden nur Verachtung besitzen, wennn sie ihn überhaupt noch kennen würden, und wenn er ihnen lebendig in den Weg getreten wäre, so hätten sie ihn als eine überflüssige Laus zerdrückt. Darum sind die vielen Oblomows, die es einmal in Rußland gegeben hat, entweder umgekommen oder aber nach Westeuropa ausgewandert. In Sowjetrußland findet man sie höchstens noch in Dreivierteleremplaren oder als halbblütige Bastarde. Einiges von ihrem Blut war ja durch alle Volksschichten nachweisbar, so lange man die Naturalwirtschaft und die wenigen Bedürfnisse, aber sehr viel Zeit und die weite, russische Erde besaß.

Wenn sie zu uns nach Westeuropa kamen, nahmen sie sich in unserer Geschäftigkeit immer etwas komisch und etwas verloren aus, weil sie unendlich lange diskutieren könnten — etwa 24 Stunden in einem Tag — und weil sie über eine phänomenale Begeisterungsfähigkeit verfügten. Ich denke zum Beispiel an den braven Tschernischow, der 12 Jahre lang mit Enthusiasmus von dem Studium sprach, das er im nächsten Semester ernstlich aufnehmen werde. Und ich erinnere mich an den großen Moment, den er als Mitglied unseres harmlosen akademischen Lesevereins erlebte. Es hatte sich die Notwendigkeit einer Statutenrevision ergeben und er anerbot sich mit Leidenschaft, einen Entwurf auszuarbeiten. Nach drei Monaten lagen die ersten zwei Paragraphen vor. Aber was waren das für Para-

graphen! Jeder einzelne hätte sich über eine volle Druckseite erstreckt und man mußte ihn fünfmal lesen, bis man die Richtigkeit der grammatikalischen Konstruktion erkannte. Sie war aber vorhanden. Die Fortsetzung hatte er fürs nächste Semester in Aussicht genommen.

Wir sahen in jenen Zeiten wohl auch andere Russen bei uns, Revolutionäre, die wenig redeten. Aber sie standen noch wie vereinzelte Disteln in den seelenvollen Blumengärten der Oblonows.

Mit dem Wachstum der russischen Industrie ist das anders geworden, und als die Revolution ausbrach, merkte die erstaunte Welt, daß es ganze Gruppen, ja daß es Massen aktiver und zielbewußter Sozialisten gab und vor ihrer bolschewistischen Entschlossenheit brach die ganze Oblonowerei trotz aller bezahlten Söldner zusammen.

Und jetzt breitet sich die harte Technik des Industrialismus rasch weiter aus, und der Amerikanismus ist für die neue Generation ein Ideal geworden. Nicht etwa der politische Amerikanismus und der bornierte Geschäftsindividualismus, sondern seine Technik, die Präzision und Intensität des amerikanischen Geschäftsbetriebes, mit der man die Reichtümer aus der russischen Erde herausholen wird.

Sie haben sich im Sowjetstaat zwar noch nicht ganz amerikanisiert, und weil es zu wenig Uhren gibt, werden viele Versammlungen erst eine Stunde nach dem Beginn eröffnet. Früher waren es zwei Stunden. Man erkennt den Fortschritt. Fünfzig Prozent.

Auch so stehen noch viele Menschen im Land

herum, ohne genau zu wissen, auf was sie warten. Aber die vielen russischen Emigranten, die bei uns immer noch auf die Ueberreste des seligen Oblonow hoffen, sind doch im Irrtum.

Neulich saß ich mit einem sehr belesenen Herrn in einem Cafehaus und versuchte, mich belehren zu lassen.

„Sehen sie," sagte er, „ich bin geborener Ukrainer. Ich kenne mein Volk und ich kenne auch Moskau. Und ich sage ihnen, diese Revolution kann sich nicht halten, weil sie den russischen Charakter verletzt. Sie ist in einer ganz und gar nicht russischen Art geführt worden. Ja, mit Kerensky, das wäre eine andere Sache gewesen. Ich war bereit, die Volkswirtschaft in seinem Ministerium zu übernehmen. Ich hatte schon meinen Koffer gepackt, um von der Schweiz nach Petersburg zu fahren — er sagt immer Petersburg, um zu protestieren — und alles war vorbereitet, als meine Frau ein Bein brach und in den Spital mußte. Aber mit Kerensky hätten wir alles in richtige Bahnen geleitet. Wir hätten Kommissionen eingesetzt, um ganz Rußland zu besprechen. Man hätte die Arbeit verteilt und die gebildetsten Experten herangezogen, und so in zwei, drei Jahren hätten wir wahrscheinlich sicher gewußt, wie man vorgehen müsse. Das ist russische Methode, und so hätten wir gearbeitet. Aber da, bevor noch das Bein meiner Frau geheilt war, fuhr dieser Lenin hin und stürzte Kerensky. So etwas geht doch nicht, und am wenigsten in Rußland. Man darf nicht einfach handeln. So kommt man in diesem Lande nicht vorwärts. Und wie lange haben diese Leute ihre Dekrete vorbereitet? Manch-

mal kaum eine Woche, und dann gleich in Kraft erklärt. Und ich, der ich doch viel studiere, sitze nun seit der Revolution schon bald wieder zehn Jahre hier und diskutiere mit allen wichtigen Menschen, die vorüberreisen, und bin immer noch nicht ganz im Klaren, wie dieses Rußland zu retten wäre."

„Aber vielleicht wissen sie es in Moskau", warf ich ein, worauf er beinahe böse wurde.

„Nein, das russische Volk hat seinen Charakter, und den verletzen sie. Nicht umsonst hatte Lenin tatarische Aeuglein und asiatische Backenknochen. Was er tat, war orientalisch und roh, während Rußland die Kultur der Oblonows besitzt, und hinter Oblonow können nicht gleich die Bolschewiki kommen."

„Aber Herr Professor, wenn sie nun doch gekommen sind?"

„Dann trinkt man eben in ganz Moskau nirgends so guten Kaffee, wie hier."

Und mit dem, was er vom Kaffee sagte, hatte er durchaus Recht. Es wächst, glaub ich, in ganz Rußland kein Kaffeebaum und der Außenhandel des Landes ist monopolisiert. Und die bolschewistische Regierung findet, es sei besser, mit dem wenigen, verfügbaren Geld Maschinen und keine Kaffeebohnen zu kaufen.

Und wenn man sich jene Menschen vorstellt, die in Scharen durch die Twerskaja gehen und über den weiten, roten Platz hinschreiten und bis in die äußersten Stadtteile Moskaus ihren Schafspelz und ihre Lederstiefel mit ruhiger Sicherheit tragen, dann hat die Sowjetregierung auch darin recht.

Sie hat als Symbol für die neue Zeit die besten Kämpfer, die für die Revolution gefallen sind, an

der großen Kremlmauer bestattet. Und eben dort hat sie auch das Mausoleum Lenins aufgerichtet. Und so oft es für einige Stunden geöffnet wird, stellen sich Hunderte von Menschen vor dem Eingang an und warten geordnet, bis sie zwischen den beiden Rotarmisten am Eingang durchtreten dürfen. Und ohne Unterbrechung fließt ein Strom von stillen Männern und Frauen. Jedes hat nur einige wenige Minuten, um sich den toten Führer anzusehen. In dem Glassarg liegt die Leiche sorgfältig einbalsamiert. Niemand darf davor stehen bleiben, weil so viele andere warten. Aber im Gehen blicken sie alle auf das ernste Gesicht, von dem so viele Energien ausgegangen sind. Und vielleicht begreift heute noch kein einziger ganz, wie so ein Mensch möglich war, dessen Wille keinen Augenblick nachließ und der jederzeit zum Handeln bereit war.

Und die Menschen, die sich jetzt ihren Lenin in stiller Verehrung ansehen, sind nicht mehr die alten Russen. Sie gehören schon einer neuen, aktiven Epoche an. Sie bauen einen modernen Staat, in dem mehr Sozialismus lebt, als in irgendeinem andern Staat der Welt. Und in ihnen, in breitesten Schichten des Volkes, lebt heute die unerschütterliche Ueberzeugung: Wenn Sowjetrußland angegriffen werden sollte, so wird das arbeitende Volk aufstehen, um bis zum letzten Blutstropfen für seine Revolution zu kämpfen.

# Was jeder Arbeiter gelesen haben muß!

*Im Verlage der Roten Hilfe sind bisher erschienen und beim Sekretariat, Zürich, Ottikerstr. 35 zu beziehen:*

| | Fr. |
|---|---|
| **Was ist und was will die Internationale Rote Hilfe?** 72 Seiten | —.10 |
| **Im Lande der Galgen.** Illustrierte Schilderungen aus Bulgarien | —.30 |
| **Als Opfer sind sie gefallen.** Gedenkt der Pariser Kommune | —.20 |
| **Nieder mit dem Faschismus!** | —.10 |
| **Die große Solidarität!** Aus der Tätigkeit der IRH. 64 Seiten | —.10 |
| **Aus den Totenhäusern Groß-Rumäniens.** Vorwort von Barbusse | —.20 |
| **Der rote Mai.** Skizzen und Erzählungen | —.20 |
| **Polens Henker und Provokateure.** 48 S. | —.20 |
| **Die gefährdete Staatssicherheit** | —.10 |
| **Zaristische Kerkergreuel.** Rote Bühne Heft 2 | —.20 |
| **Gegen den weißen Terror!** Flugschrift | gratis |
| Qu'est-ce que le Secours Rouge International? | —.10 |
| La Pologne est un enfer von Magdel. Marx | —.10 |
| L'Italie sous la Terreur! | —.10 |
| Mussolini „normalizzatore" v. C. Berneri, ital. | —.20 |
| LENIN, ein Bilderalbum mit deutscher, franz. und engl. Inschrift. | —.20 |

*Neuerscheinungen:*

| | |
|---|---|
| **Polizeiterror gegen Kind u. Kunst.** 88 Seiten, illustriert, 1.20 | —.50 |
| **Bürgerlicher Staat - Klassenjustiz und Proletariat.** 86 Seiten | —.50 |
| **Mörder-Knute über Kinder.** Erzählungen, illustriert | —.20 |
| Rothilf-Postkarten. Klara Zetkin-Marken | —.10 |
| Werbeflugblätter u. -plakate der RH. Schweiz | gratis |

**„Der rote Helfer"**
die schönste und beste illustrierte Arbeiterzeitung. - Erscheint monatlich. - Preis 10 Cts.

# DIE INTERNATIONALE
# ROTE HILFE
# IN DER SCHWEIZ

bezweckt unter der schweizerischen Arbeiterschaft Mittel zu sammeln, um damit die Opfer des proletarischen Klassenkampfes in der ganzen Welt so weit als möglich zu unterstützen, d. h. politisch Eingekerkerten Rechtsschutz zu gewähren, die Gefangenenkost zu verbessern, die Angehörigen der Gefangenen zu unterstützen nnd den politischen Emigranten helfend beizustehen.

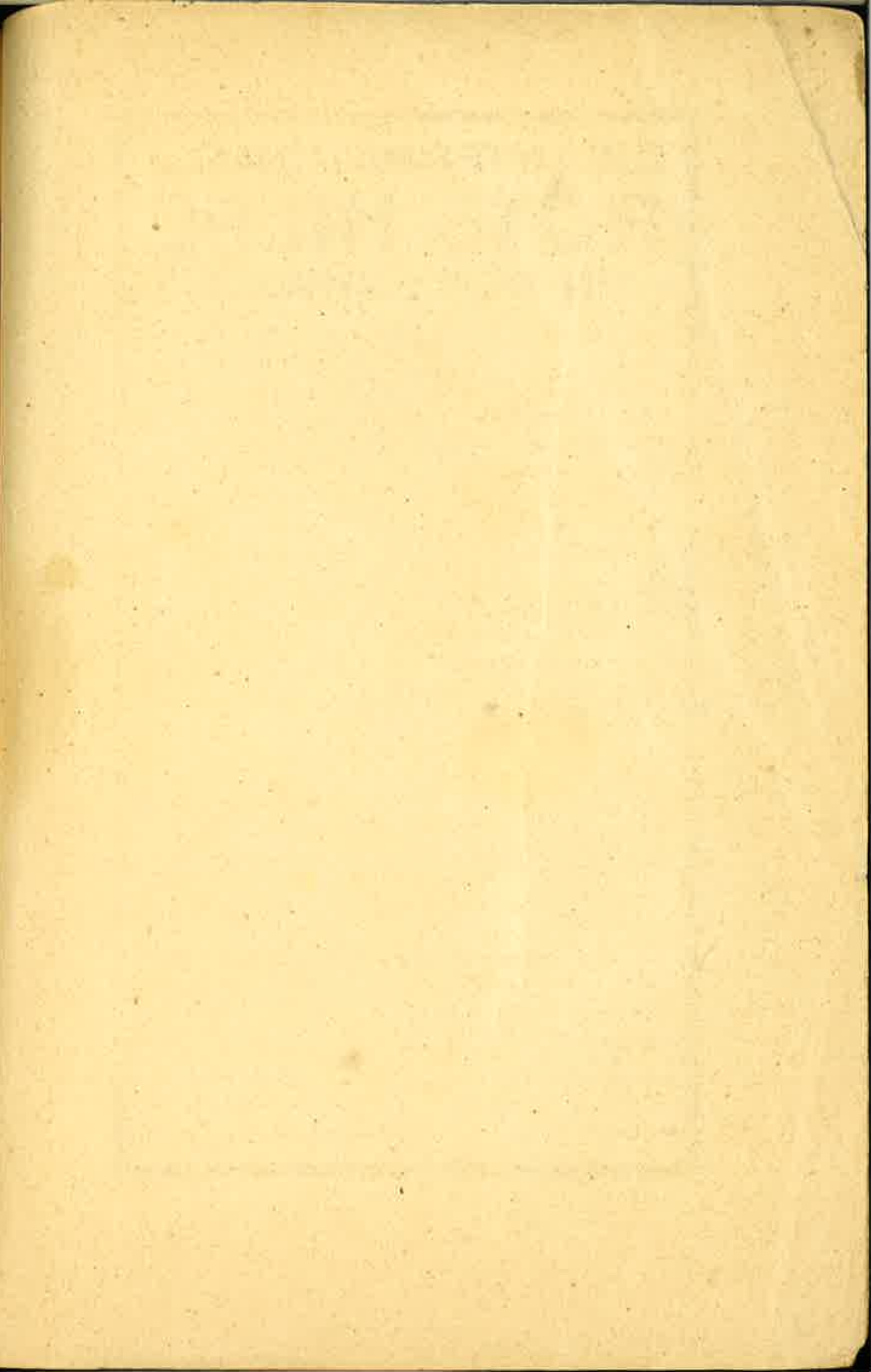
Die ROTE HILFE ist keine Parteiinstitution. Sie umfaßt Arbeiter und Werktätige aller Parteien und Parteirichtungen, die gewillt sind, die revolutionären Kämpfer in andern Ländern und, wenn es not tut, vor allem auch in der Schweiz zu unterstützen, die bereit sind, allen Opfern des weißen Terrors und des Faszismus Hilfe zu bringen.

Die ROTE HILFE ist eine Weltorganisation und hat in allen Ländern Sektionen. Sie hilft mit ihren gesammelten Mitteln immer dort, wo das Wüten der Reaktion am stärksten und brutalsten und das Elend und die Not der Opfer am größten ist.

---

**Jeder proletarische Klassengenosse, jede Klassengenossin, jeder Gerechtdenkende muß Mitglied der Roten Hilfe werden!**

Anmeldungen sind zu richten an die Sektionsvorstände oder direkt an das Zentralkomitee Zürich, Ottikerstraße 35. — Postcheck-Konto VIII 10489.



UNIONSDRUCKEREI ZÜRICH